Strömungen

Sieben Erzählungen neuerer Dichter ::

n Buchhandel
eutschen Kriegsgefangenen

Bern
e für deutsche Kriegsgefangene

Gestiftet

von

der Firma B. Gutmann & Marx i

Bücherei für deutsche Kriegsgefangene, herausgegeben von H. Hesse und R. Woltereck

Siebzehntes Bändchen

Inhalt

Geleitwort

Etwas Besonderes ist allen Erzählungen gemeinsam, die in diesem Buch beisammen stehen. Es ist die Liebe zur Natur. Es gab und gibt Dichter, denen stets „der Mensch das Maß aller Dinge“ ist. Und es gibt, zumal in der neueren Dichtung, manche Dichter, für welche die Natur, die Landschaft, das Tier- und Pflanzenleben nicht bloß einen Rahmen zum Menschenleben bedeuten, sondern denen der Mensch — wie er es im Sinne der neueren Naturwissenschaft ja auch ist — immer nur ein Stück Natur bleibt, nicht ihr Herr, nur ihr Glied und Teil.

Diese Auffassung kommt, sehr verschieden gefärbt, in allen diesen Erzählungen zum Ausdruck, nirgends als eine Lehre, überall aber als einfaches, zwingendes Gefühl. Und in dieser Auffassung liegt keineswegs eine Geringschätzung des Menschen, er wird hier nur von einer anderen Seite gesehen. Dichtung ist immer Liebe, sie kann nie Haß und Verkleinerung bezwecken.

Das kleine Stück von Knut Hamsun ist ein Ausschnitt, eine Probe aus seinem Roman „Die letzte Freude“. Alle anderen Erzählungen sind ungekürzt. Die Skizzen von Korolenko und Gorjki sind aus dem Russischen übersetzt.

* * *

Wir nennen nachstehend die Bücher, die wir als Quellen benützt haben:

Madelung, der Sterlett, Novellen, im Verlag S. Fischer in Berlin.

Korolenko, Sibirische Novellen, in Reclam's Universalbibliothek.

Hamsun, die letzte Freude, Verlag Albert Langen in München.

Gorjki, In der Steppe, Verlag Eug. Diederichs in Jena.

Michel, Geschichten von Insekten, Verlag S. Fischer in Berlin.

Holitscher, Geschichten aus zwei Welten, Verlag S. Fischer in Berlin.

Alscher, Die Kluft, Verlag Albert Langen in München.

Der Sterlett.

Novelle von **Aage Madelung.**

Hamburg, habe ich mir erzählen lassen, ist die Stadt in der Welt, wo man am besten ißt und trinkt. Auch sonst gibt es sehr wenige Dinge, die man nicht für Geld dort haben kann. Die Waren der ganzen Welt kommen auf Tausenden von Schiffen zur Elbmündung hereingesegelt.

Meine eigenen Erfahrungen gehen auch nach dieser Richtung, und ich denke stets mit aufrichtigem Dankgefühl an die Freigebigkeit der alten Hansastadt mir gegenüber zurück.

So fand ich, als ich das letztemal dort war, einen seltenen peruanischen Likör, der mir ein Ehrendiplom in dem Klub verschaffte, dem ich damals angehörte, dem „Verband der freien und überzeugten Alkoholiker". Ein paar Gläser meines neuentdeckten Peru warfen nämlich ohne Pardon auch die überzeugtesten Mitglieder unsrer Brüderschaft unter den Tisch, und wir schmückten seitdem diesen Tisch mit der peruanischen Flagge und sangen stehend die Nationalhymne der Republik Peru bei unsern Zusammenkünften ab.

Ich entdeckte diesen außergewöhnlichen Likör durch einen reinen Zufall in Hamburg, als ich einmal vor einem großen, gastronomischen Geschäft stehen blieb, um mir die vielen ausgestellten exotischen Leckerbissen zu betrachten.

Ich wollte eben weiter gehen, als ich plötzlich ein Glasbassin mit einem einzeln schwimmenden Fisch entdeckte.

Was, dachte ich, was ist das? Wie bist du hierhergekommen? Bist du es oder bist du es nicht?

Doch, er war es tatsächlich; aber ein ganz kleiner, nicht viel mehr als die in der Haut versteckten kleinen, dreieckigen Knochenschilder mit den nadelscharfen Sägezacken. Es war ein kleiner Knorpelganoid, der einzige Fisch unter allen Freikiemern, dessen Skelett unverknöchert ist, ein Überlebender aus den Tagen vor der Sintflut. Ein Junger, Kleiner war es, von einem Pfund oder zwei, aber doch schon so groß, daß er zahnlos war; denn bei ihnen haben sie desto mehr Zähne, je jünger sie sind. Er stand so einsam und bedenksam im Wasser. O, ich wußte, an was er dachte. Er träumte von dem großen Strom, der ins Kaspische Meer mündet, oder vielleicht ins Weiße Meer oder ins Eismeer an der Todesküste Sibiriens. Denn in der Donau hatte er doch wohl nicht daheim sein und sich von einem Schuljungen in Ulm fangen lassen können ...?

Einerlei ... ich will mich nicht nach deiner Heimat durchraten, damit du nicht einen Schmerzenssprung gegen die Glaswand deines Gefängnisses machst, wenn du mich den Namen deines großen Heimatstromes flüstern hörst. Wohl weiß ich, daß du zählebig bist wie die Sehnsucht, daß man dich gefangen um die ganze Erde führen kann, daß du Luft atmen kannst, ohne zu sterben, und in der Pfanne zappeln über dem verzehrenden Feuer; aber ich will trotzdem den großen Strom nicht nennen vor dir, daß du nicht aufschwillst vor Raserei und groß wirst wie dein Onkel, der Stör, der die salzigen Meere durchfurcht, in deinen Strömen laicht und das Glasbassin sprengen würde, wenn er an deiner Stelle wäre. O nein! Ich will daran denken, wie ich deine Brüder und Schwestern und ihre Hunderttausende von Eiern verspeist, ihren bernsteingelben Saft getrunken habe, bis mir die Sinne vergingen ... Nein, es kann nichts nützen, daß du so schmerzlich zuckst mit deinem kleinen, beweglichen

Knorpelmaul! Und jetzt geh' ich hinein und frage, was du kostest.

„Hundert Mark, Herr!" sagte der Gastronom hinter dem Ladentisch.

„Ja, es ist ein köstlicher Fisch, der köstlichste vielleicht auf der ganzen Welt, wenn ich so bedenke . . . Hm . . . Was ich sagen wollte . . . Was ist das in der Flasche da droben?"

„Peruanischer Likör."

„Ist er stark?"

„95 Prozent."

„Daß er also ein Loch brennt, wenn man ein paar Tropfen in die Hand gießt?"

„Sehr wahrscheinlich."

„Wird er hier getrunken?"

„Na—a... Höchstens in weit vorgeschrittenen Fällen..."

„Dürfte ich Sie um zwei Flaschen bitten . . ."

Als ich wieder auf der Straße stand, sah ich noch einmal hinein zu dem Sterlett, eh ich heim in meine Wohnung fuhr und dort anfing, im Zimmer auf und ab zu gehen, überwältigt von Erinnerungen an die Dwina, das Land der Sehnsuchten . . . für mich und den gefangenen Sterlett . . .

Ja, das war mein letzter Sommer, als ich dort oben war, die letzten langen Tage, die ich sah, der letzten weißen Nächte Blendwerk... Wann werd' ich euch wiedersehen? . . . Selbst die kurzen Stunden, wenn die Sonne drunten war, waren so hell, daß man einen Brief lesen konnte, wenn man daran erwachte, daß man von der Hand geträumt hatte, die ihn schrieb . . .

Durch mein Fenster gen Norden konnte ich die Sonne auf- und niedergehen sehen — so lange blieb sie am Himmel. Während sie drunten war, kamen große, goldgefleckte Himmelstiere über die Purpurgrenze des Horizonts gezogen, um auf den lotosfarbenen Sternenäckern zu weiden. Und wenn sie die Sternblumen auf den blaß-

roten Triften abgegrast hatten, wandten sie sich wieder gen Norden und prusteten, daß Dampf und Nebel aus ihren Rachen stand, Dampf und Nebel über dem dämmernden Diamantmorgen.

Das Haus, in dem ich wohnte, war von meinem Freund, dem Eismaler, erbaut. Er war ein Bauernsohn von der nördlichen Dwina und hatte in seiner Vaterstadt ein Holzschloß zum Gedächtnis für sich selber schon bei Lebzeiten errichtet. Wenn man vom Strom heraufkam, konnte man es auf dreißig Werst Entfernung auf dem hohen Hang liegen sehen. Dreißig leere Säle waren darin, voll vom Ruhm eines Mannes. Unter den ellendicken Balkenwänden pflügte die Dwina ihr meilenweites Stromland. In einem Jahrhundert pflügte sie ihren ganzen Acker, vom einen hohen Ufer zum andern, drüben, jenseits, wo man noch gerade eine Kirchenkuppel wie einen grünen Fleck gegen den blauen Himmel schimmern sah.

Sie trieb Wechselwirtschaft mit ihrem Tal, ließ brach liegen, düngte mit Schlamm und Morast und bereitete die Erde für Gras, mannshoch, schwer von Saft und Süße.

Ein paar Tage wohnte ich da. Wir gingen in den großen, schweigenden Wäldern, wo der Bär und der Wolf lautlos über die graugrünen Moosteppiche laufen. Wir tranken aus namenlosen Mineralwasserquellen, die Mühlenräder trieben in den Kirchspielen vergessener Waldtäler... Wir lebten!

Eines Nachmittags wanderten wir den Strom entlang, um ihn aus der Nähe seine Erde mit tausend und abertausenden von Ochsenkräften pflügen zu sehen. Wo er fest zugriff, sah es aus, als ob klaftergroße, wasserblanke Quadersteine aus der Tiefe emporgesprengt und von der schäumenden Pflugschar zum Auffüllen auf eine mehlweiße Sandbank geschleudert würden. Aber wo er sich Zeit ließ, wo keine Ecken und Vorsprünge fortzupflügen waren, ging sie so gleichmäßig und gemächlich

hinter ihrem Gespann her, daß es aussah, als könnte man es selber an einem Faden lenken . . .

Blickte man hinüber nach dem andern Ufer des Strombettes, so vermochte man nur eben die Umrisse der Dinge zu unterscheiden. Aber einen Ruf trug die sonnenblanke Wasserfläche tönend hinüber. Ich weiß es; weil zwei Fischer unser „Ah—uh! Ah—uh! Ein Boot!" hörten und einen Knaben zu uns herüberschickten. Das Boot war nicht größer, als daß wir gerade darin kauern konnten, ohne daß Wasser hereinkam, wenn wir uns vollkommen unbeweglich verhielten, während der Knabe uns schräg über die Strömung ruderte.

Die zwei Fischer und der Knabe hatten auf einer kleinen Sandbank mit Weidengebüsch ihre Sommerwohnung. Sie bestand aus einem alten Boot mit dem Kiel nach oben und einer Feuerstelle davor.

„Gottes Hilfe und Guten Tag!" sagten wir, als wir an der Feuerstelle angelangt waren. „Wie steht es mit dem Fischfang?"

„O — so so — so so —"

„Habt ihr einen Fisch?"

„Einen kleinen Sterlett, meinen Sie?"

„Jawohl, einen kleinen Sterlett, so von fünf — sechs Pfund."

„Das könnte schon sein. Wir können im Fischbehälter nachsehen."

Und im Fischbehälter waren Sterlette für ein ganzes Vermögen. Die armen Fischer besaßen ein Vermögen in lebenden Sterletten. Keine kleinen, vergrämten Jungen wie der im Glasbassin, sondern große, göttliche Fische von der Art, wie sie auf die Tafel von Fürsten kommen.

Wir wählten uns einen von mittlerer Größe. Er hätte auf die Tafel eines kleinern Philanthropen gepaßt, der eben in den Adelsstand erhoben worden war... Aber nun steckten wir ihn selber in den Kessel über der Feuerstelle der Fischer. Und während wir saßen und

auf den Kessel starrten, wo der zerteilte Sterlett sich noch in dem kochenden Wasser krümmte und wand, ward so viel erzählt von seiner Lebensweise, daß mir war, als sei ich selbst zusammen mit ihm drunten im Strome gewesen ... Jawohl! Jetzt erinnere ich mich! ...

Als das Wasser so dunkel ward und gelbe Blätter den Strom hinabsegelten, hatte ein Zug von uns sich mit den Köpfen zusammen in ein tiefes Schlammloch gestellt. So standen wir in einem Kreis, den ganzen Winter, und schliefen, ohne von der Strömung bewegt zu werden, die über unser Lager wegging. An was wir dachten, weiß ich nicht mehr; aber ich glaube wohl, es waren Dinge, von denen man nicht spricht.

Wir wachten alle ungefähr gleichzeitig auf an einem scheuernden Geräusch im Wasser. Und als wir uns den Schlamm aus den Augen gerieben und den, der unsre Mäuler zusammenklebte, verschluckt und frisches Wasser durch unsre Spritzlöcher gespritzt hatten, merkten wir, daß es das Eis war, das auf dem Strom brach. Es war also Zeit, die Glieder zu strecken; und das taten wir. Ganz vorsichtig regten wir die Flossen. Einer von den jüngern schlug sofort einen unanständigen Schlag mit der Schwanzflosse, daß den Alten der Knorpelstrang im Rücken schauderte. Wenn sie gekonnt hätten, sie hätten ihm die spitzen Schnauzen in die Seite gerannt, da, wo keine Knochenplatten sind; aber ihre Glieder schliefen noch, so daß es surrte, wenn sie sich bloß rührten. Nur einer von uns blieb mit dem Kopf im Schlamm stehen, als hätte er nichts gehört. Das war der Altmeister in unserm Zug. Letztes Frühjahr hatte er uns Jüngere alle weggejagt, wenn wir kamen und auch ein ganz klein bißchen beim Laichspiel mittun wollten. Und jetzt stand er da, ohne sich zu rühren, obschon es bald wieder Laichzeit war. Gegen die letzte Schlafzeit hin war er ein bißchen matt gewesen von der Bauchwunde, die er erhalten hatte, als er in einer weißen Nacht droben im

Wasser sprang und Achter schlug um das lächerliche scharfe Ding, das an gewissen Stellen zu uns herunter-gehängt wird. Es ist so scharf und glatt, daß man gar nicht davon wegbleiben kann, nicht einmal die Alten manchmal. Und wie gesagt, unser Altmeister trug eine Bauchwunde davon, weil er es nicht lassen konnte, bei einem seiner Achtersprünge den Leib dagegen zu reiben. Davon kommt es vielleicht, daß er stehen bleibt und noch immer Winterschlaf schläft ... Den andern fiel es auch auf, aber sie taten, als wäre nichts; es war ja *seine* Sache, wenn er weiter schlafen wollte, und wir Jüngern durften dann vielleicht uns mehr am Laichspiel beteiligen.

Als wir uns zu Schwärmen ordneten, um gegen den Strom aufwärts zu streichen, vergaßen wir ihn gleich, so eilig hatten wir es, Frühjahrskost zu uns zu nehmen. Der Grund war voll von Mückenlarven und kleinen Würmern. Sobald wir nur das Maul vorstreckten, kam auch gleich etwas hinein. Wir schwammen und fraßen ununterbrochen, und je länger wir gegen den Strom schwammen, desto wärmer wurde es und desto mehr fraßen wir. Es war eine schöne Zeit ... Ich ward so stark in den Kiemen, daß ich alles Wasser im Fluß in einem Maulvoll schlucken und wieder ausblasen konnte, daß es schaumweiß um meine Spritzlöcher stand. Wenn ich der Würmer und Mückenlarven überdrüssig war, fraß ich feinen Schlamm, der am Grund lag und gärte. Ich fraß, daß ich manchmal ganz betrunken war; die andern auch. Und dann fingen wir an zu laichen. Wir laichten, daß ich gar nicht daran denken darf, laichten, solang wir konnten. Jedes Paar von uns hatte Hunderttausende von Eiern. Wir wurden so müde wie vor dem Winter-schlaf. Und als wir nicht mehr konnten, hörten wir auf; aber da waren wir auch schon ganz oben bei der Rinne, durch die des Altmeisters Vater und Mutter vor Hun-derten von Laichzeiten aus ihrem eigenen Fluß in unsern gekommen waren. In ihrem Fluß, erzählte der Alt-

meister, ging die Strömung nach der andern Seite. Er konnte unsern Strom nie leiden, weil er entgegengesetzt ging von dem, in dem er Rogen gewesen war. Aber allein durch die Rinne zurückzugehen, das getraute er sich nicht, und wir andern hatten keine Lust, seinem Geschwätz nachzuschwimmen, namentlich mitten in der Laichzeit. Und wenn wir damit fertig waren, waren wir so süß und heiß im ganzen Körper, daß wir uns lieber mit dem Strom zurücktreiben ließen nach dem großen, kühlen Sommerwasser, statt in die Rinne des Alten zu kriechen. In der ersten Zeit, während wir wieder den Strom hinuntertrieben, dachten wir, wie nach dem Winterschlaf, bloß ans Fressen. Manchmal fraßen wir so viel, daß wir aus Wildheit mitten am Tag bis an die Oberfläche hinaufsprangen, obwohl wir in dieser Zeit gar nichts dort zu schaffen hatten. Übrigens hatten wir auch Verwendung für unsere Kräfte zu andern Dingen. An manchen Stellen war die Strömung so stark, daß wir darunter durchkreuzen mußten, um nicht mitgerissen zu werden. Wenn wir müde waren, stellten wir uns mit dem Kopf gegen den Strom und schwammen auf einem Fleck. Herrlich war das, so still zu stehen und das Wasser sich gegen den Kopf stemmen zu fühlen. Hätte man es nicht besser gewußt, man hätte glauben können, man schwämme mit voller Kraft vorwärts. Viele leckere Dinge flossen uns geradeswegs ins Maul, wenn wir so standen und Wasser traten. Und wenn man horchte, hörte man seltsame Töne durchs Wasser singen. Am stärksten klang es, wenn einer von den großen Fischen, die ganz auf der Oberfläche schwimmen, über uns hinging. Er schaufelte das Wasser hinter sich mit seinen rollenden Flossen, daß es noch lang, nachdem er über uns weggeschwommen war, im Strom wirbelte und kochte. Er pfiff und zischte auch mit seinen Spritzlöchern. Ich hörte ja noch lieber, wenn das Wasser sachte auf einem scharfen Schilfblatt pfiff oder über die Kieselsteine rieselte,

wo starker Fall war. Aber der Altmeister sagte einmal, das wären Jugendtorheiten. In dem Fluß, aus dem er als Rogen gekommen war, wären so viele von diesen großen Räderfischen, daß man an anderes zu denken hätte als an Träumereien. Sie spritzten etwas aus, was er Petroleum nannte, und das wäre nicht gut für die richtigen Fische drunten im Fluß. Man bekäme einen schlechten Geschmack im Mund und würde herb im Fleisch, so daß man nicht mehr recht schwimmfroh wäre, sagte er. Aber er hatte ja auch immer so viel zu sagen, namentlich seitdem er seine Bauchwunde hatte.

Nach und nach kamen wir fast alle hinunter in das große Sommerwasser im Strom; fast alle; denn hie und da waren ein paar Stück von uns in ein Gespinst mit feinen Maschen geraten, aus dem sie nicht wieder herauskamen und über das sie auch nicht wegspringen konnten. Und die blieben dann stehen, während wir weiter gingen. Wenn sie nicht noch dastehen, wenn wir zur nächsten Laichzeit wiederkommen, weiß ich nicht, was aus ihnen geworden ist. Aber das weiß ich — bis jetzt haben wir noch nie einen wiedergefunden, der so stehen geblieben ist. Was hatten sie auch in dem Gespinst zu schaffen! übrigens waren auch ein paar von den jüngern von Hechten und Lachsen, die uns begegneten, zum Schwimmen mitgenommen worden. Besonders die Hechte fanden ein merkwürdiges Vergnügen daran, die Jüngern von uns in sich hineinzunehmen und mit ihnen davonzuschwimmen, als ob sie nicht selber schwimmen konnten! Aber das waren nur die schwächsten und unselbständigsten, die so in einem andern Fisch schwammen. Was mich betrifft, so setzte ich immer volle Geschwindigkeit ein, wenn ich einen Hecht sah. Aber ich mag auch am liebsten selber schwimmen, und meine Knochenplatten sind schon stark und scharf.

Drunten in dem großen Sommerwasser war der Strom so breit, daß wir fast nie quer hindurch schwammen.

Tagsüber hielten wir uns am Grund und fraßen. Weiter oben im Wasser war es nämlich so hell, daß einem die Augen weh taten. Gegen Abend tranken wir Wurm- und Pflanzenschleim, und wenn alle die kleinen Lichter droben in der Oberfläche anfingen zu scheinen, stiegen wir hinauf und sprangen durch sie hindurch. Es war so hübsch, die andern mit ihren grauen Rücken und blaßgelben Bäuchen durch die kleinen funkelnden Lichter da oben springen zu sehen. Ich liebte am meisten ein silberblaues Licht, das einmal im Monat über den ganzen Strom fiel. Ein paarmal stieg ich ganz durch das Wasser hinauf, so hoch, daß ich die Augen draußen hatte in dem seltsam Dünnen und Leichten, das über dem Wasserkörper ist, um zu sehen, woher das silberblaue Licht kam. Zeitweise leuchtete es schwächer. Das war, wenn es die gleiche Halbmondform hatte wie meine Schwanzverbrämung. Ich glaube sicher, es war der Widerschein meiner Schwanzflosse in dem trockenen Wasser über unserm nassen.

Aber das schönste von allem, was glänzte, war das scharfe, blanke Ding, das ab und zu ins Wasser herunterhing. Es war so glatt und fein geformt wie der Spalt in meiner Unterlippe. Ich weiß nicht warum, aber es erinnerte mich an die Laichzeit, droben am Ursprung des Stroms. Ich konnte nicht anders, ich mußte mich ihm nähern, darum herumspringen, dicht daran vorbeistreichen, bloß um ganz leicht daran zu rühren. Den andern ging es gerade so; und es hingen nachts genug von diesen blanken, verführerischen Dingern da, mehr als genug zum Spielen für uns alle. Fast jede Nacht kam es vor, daß einer von den unsern, mitten im besten Spielen und Springen, plötzlich still stand im Wasser, als wäre er von irgend etwas festgehalten. Ich schwamm mehrere Male unter denen durch, die so auf einmal mit Spielen aufhörten, und dann sah ich, daß das kleine Spielzeug ganz fest in ihrem gelbweißen Bauch saß. Es war so

seltsam, sie so still und unbeweglich und glückselig stehen zu sehen ... Wenn wir andern morgens wieder auf den Grund gingen, blieben sie allein zurück, und wenn wir in der nächsten Nacht wieder heraufkamen, um weiter zu spielen, fanden wir sie nicht mehr.

Eines Nachts, als ich gerade nach Herzenslust mit dem blanken Ding spielte, verspürte ich plötzlich einen harten Ruck und einen süßen und bitteren Schmerz mitten durch. Ich stand sofort still im Wasser — konnte gar nicht anders. Und selbst wenn ich gekonnt hätte, so hätte ich mich doch nicht gerührt, solch ein Schmerz war es. Alles ward so wunderbar in mir. Es war wie mitten in der Laichzeit, am Ursprung des Stroms. Mir war, als sei ich ein ganz andrer geworden. Kleine leckere Dinge flossen an mir vorüber, ohne daß ich bei ihrem Anblick irgend etwas empfand. Die andern von den Unsern, die weiter spielten wie bisher, schienen mir plötzlich so fern und gleichgültig, als ob sie es gar nicht wären. Ich war so ganz entrückt von irgend etwas, ich wußte nicht was. Im Anfang stellte ich mich gegen den Strom und schwamm ganz sachte, um nicht fortgerissen zu werden; aber nach und nach bewegte ich die Flossen immer langsamer und langsamer, und je langsamer ich sie bewegte, desto wunderlicher fühlte ich den Schmerz, bis ich zuletzt ganz aufhörte, mich zu bewegen. Und da entdeckte ich, als ich auf den Grund hinabsah, daß ich gar nicht von der Strömung mitgeführt, sondern mitten in ihr festgehalten wurde, von einer Kraft außerhalb mir selbst. Ich verstand es nicht und dachte auch bald nicht mehr darüber nach. Mir war, als würd' ich so groß, als wäre ich selber der Strom mit all seinem mächtigen Wasser. Und nach und nach ward es so hell, als würde ich selber und alles andere immer heller und heller. Plötzlich mußte ich aufhören zu atmen. Es strammte in meinen Kiemen, wie damals, als ich über eine Fischreuse sprang und einen Augenblick oben in dem

trockenen Wasser war. Etwas umfaßte mich fest, daß es mir weh tat, und im selben Augenblick war ich wieder unten in einem kleinen, dunkeln Wasser. Es waren noch ein paar mehr von uns da, aber sie sagten nichts, standen nur müde und nachdenksam, wie ich selber.

Wie lang ich in dem kleinen dunkeln Wasser war, weiß ich nicht. Aber als man mich herausnahm, konnte ich nicht atmen. Das neue, große, weiße Wasser, in das ich kam, war so trocken, daß ich fast zerplatzte. Aber ich vergaß das gleich; denn ich fühlte, wie ich in viele Teile zerteilt wurde. Es war, als würde ich zu vielen, vielen kleinen lebendigen Fischen, die doch alle ich waren. Wir kamen in ein kleines Loch, das mich an das gemahnte, in dem wir unsern letzten Winterschlaf schliefen, und wir und ich — ich meine mich selber und alle die andern, die entstanden waren, als man mich zerteilte — standen auch im Kreis herum, wie beim Winterschlaf. Ganz langsam wurde das Wasser kälter und kälter, so kalt, daß wir die Köpfe gegen den Grund stemmten, um nicht zu frieren. Nie ist ein Wasser so kalt gewesen! Zuletzt schmerzte es, wie Eis. Jetzt mußten wir den Winterschlaf schlafen. Ich ward so matt und schwer und schläfrig, und als ich eben am Einschlafen war, mußte ich an den Altmeister denken, der stand und den großen Winterschlaf schlief . . . „Ich glaube, jetzt ist er gar," hörte ich seltsam unerwartet meinen Freund, den Eismaler, sagen. „Wir wollen ihn vom Feuer nehmen, sonst verkocht er."

Ich sah zu ihm auf, und er lachte, weil ich mit geschlossenen Augen dagesessen und den Kessel angestarrt hatte.

„Ja, die Luft ist stark hier," sagte der eine Fischer gleichsam entschuldigend. „Jetzt wollen wir die Löffel spülen, daß Sie die Fischsuppe kosten können."

Wir bekamen jeder seinen von langem Gebrauch blankgescheuerten Holzlöffel. Der Kessel wurde oben auf

die Sandbank gestellt, und wir setzten uns darum herum. Sechs waren wir im ganzen. Jeder von uns hatte einen großen Runken Roggenbrot, mit grobem Salz bestreut, in der Hand.

„Ja, da will ich nur anfangen," sagte der Eismaler, „sonst kommen wir überhaupt nicht zum Essen."

Und langsam, der Reihe nach, begannen wir die Suppe zu schlürfen. Zu oberst schwamm eine dicke Lage Fett, golden wie geschmolzener Bernstein, duftend wie das harzschwere Rauschen durch Urzeitwälder. Die blasse Suppe darunter dampfte gegen den Gaumen, wie warmer Nebelbrodem des Stroms, wie der Atem des Wassers, die Seele aller Tiere der Tiefe da drunten . . .

Ab und zu schloß einer von uns, wenn er den Mund voll Suppe hatte, die Augen, wie um sich zu besinnen, nach was sie schmeckte . . .

„Gib' acht, daß du keine Knochenplatten verschluckst," sagte der Eismaler. Er hatte ein Stück Sterlett im Löffel. „Wenn man die in den Hals kriegt, ist man fertig. Paß auf, sonst kann's dir schlimm gehen!"

„Ja, sonst kann es schlimm gehen!" wiederholte der wortkargste der Fischer. Er wollte noch etwas sagen, schwieg es aber mit einem Mundvoll Fisch in sich hinein.

Und wir schwiegen alle, während wir mit den Löffeln kleine Stücke von dem Sterlett schnitten. Man hörte nur, wie jeder einzelne mit der Zunge arbeitete, um die kleinen Knochenkörner und die gefährlichen, dreieckigen Knochenzacken in der Haut vom Fleisch zu lösen und auszuspucken. Wir sahen alle starr vor uns hin, und nur die Lippen und die Zunge bewegten sich auf eine eigene scheue und gierige Art. Wenn ein fremder Wandersmann vorübergekommen wäre, er hätte sich wohl gefragt, was in dem Kessel sein mochte, und ob er nicht am besten daran täte, zu machen, daß er weiter käme, als hätte er nichts gesehen. Nach was schmeckte es, dies feine, milde, berauschende Fleisch! Welcher Widersinn

lag in all diesen weichen Knorpelteilen und bernsteingoldenen Rückensaiten! Weshalb war er so unvollendet, so vorzeitlich, dieser Kopf, unter seinem schmalen Knochenpanzer?

War es nicht eine Erinnerung an eine eigene Art weißen und süßen und todverbotenen Fleisches? . . . Wer weiß? . . . Wer weiß wohl, an was wir uns erinnern, ohne es selber zu wissen! Wer weiß, warum mir war, als ob ein Sterlett aus der nördlichen Dwina nach Erschaffung der Welt schmeckte, nach Liebe, nach dem dunkeln und tiefen Blick, der mein Antlitz fahl macht . . .

Ich weiß es nicht! . . .

„Das ist rein des Teufels, wie der schmeckt!“ stöhnte der Eismaler und legte den Löffel aus der Hand. „Und jetzt den Tee! Wir können ja umschichtig aus euren drei Tassen trinken. Was bekommt ihr übrigens für den Sterlett im Sommer?“

Derjenige von den Fischern, der bisher am wenigsten gesprochen hatte, schob bedächtig die Mütze in den Nacken, eh er antwortete:

„O, so ungefähr immer gleich, einmal ein bißchen mehr, einmal ein bißchen weniger, je nachdem es Fische und Käufer gibt.“

„Also so ungefähr vierzig Kopeken das Pfund?“

„So ungefähr, ja.“

„Das ist eigentlich billig für solch einen Fisch, wenn man denkt, daß . . .“

„. . . Ja, denkt, daß der Aufkäufer in Petersburg das Zehnfache dafür bekommt, gar nicht zu reden von andern Orten. Aber je mehr sie ihn in der Wolga mit Petroleum und Netz verderben, desto mehr steigt hier der Preis. Unserer ist außerdem auch der feinste. Aber im übrigen müssen wir unsrem Herrgott danken, daß wir überhaupt etwas dafür bekommen.“

„Etwas dafür bekommen?“

„Jawohl, man hat ja kaum wagen dürfen ihn zu

fangen, wie er zu uns kam. Die Leute meinten, es sei der leibhaftige Böse, der in den Strom gefahren sei. Später fing ein Fischhändler an, ihn aufzukaufen. Er hat ihn fast umsonst bekommen. Das mag wohl an die hundert Jahre her sein."

„Richtig, ja! Das ist auch wahr! Aber hundert Jahr kann es doch nicht sein, seit die Kama und die Dwina durch den Jekaterininsky-Kanal verbunden sind. Das war ja ungefähr 1830, daß der gegraben wurde."

„Hundert Jahr oder nicht — mein Großvater hat den ersten Sterlett hier im Strom gefangen, demnach, was mein Vater mir erzählt hat. Da kannst du selber nachrechnen."

„So? Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich meinen Sterlett immer hier drüben bei dir gekauft."

„Ja, da kannst du selber sehen . . . Wie ich es sage — mein Großvater hat den ersten Sterlett hier im Fluß gefangen und ist daran gestorben. Seither hat es sich in der Familie vererbt."

„Was du sagst! . . . Gestorben ist er daran? . . ."

„Verdammt will ich sein, wenn er nicht daran gestorben ist! . . . Siehst du, er war Fischer wie wir, ja, und lag mit seinem Kameraden das ganze Jahr über auf dem Strom, im Sommer im Boot und im Winter auf dem Eis, wenn er nicht in Geschäften nach Petersburg fuhr . . . Wie sie nun an einem Sommermorgen hier draußen lagen und nach den Leinen sahen, merkt er, daß etwas Schweres so ganz still an einer von ihnen saß. Wie er sie hoch genug oben hatte, schob er das Netz darunter und gleich herein damit ins Boot; und da sieht er einen Fisch, wie er noch nie einen gesehen hatte. Es war ihm ordentlich ein bißchen sonderbar zumut, und garstig sind sie ja auch so auf den ersten Blick; aber mein Großvater war draußen gewesen auf See, mußt du wissen, und so nahm er sich zusammen und sah sich den Fisch an; denn das konnte er ja immerhin sehen, daß es ein

Fisch war . . . Sein Kamerad dagegen kam ganz außer sich und verlor vollständig den Kopf, und je ärger der Fisch mit dem Haken im Bauch im Boot sprang, desto schlimmer wurde es ihm . . . Denn du mußt wissen, so fein und zart er drunten im Wasser ist und so still er an der Angel sitzt, so unbändig ist er, wenn er heraufkommt . . . Großvater redete ihm gut zu, aber er bekreuzte sich bloß und wollte an Land, oder er würde in den Strom springen. Nun gibt es ja Leute, die einmal so sind, und jeder weiß auch, daß es Dinge gibt, vor denen man sich in acht nehmen muß, die man nicht berufen oder denen man nicht zu nah kommen darf . . ."

Hier bekreuzte sich der Fischer ein paarmal.

„. . . Also ruderte Großvater ihn ans Land und ging selber heim mit dem Fisch. Aber sein Kamerad rannte durch die ganze Stadt und schrie, Großvater hätte den leibhaftigen Antichrist aus dem Wasser gezogen und mit nach Hause genommen. Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Na, da kamen denn ein paar von Großvaters Bekannten und sahen zu ihm hinein, um zu ergründen, wie die Sache zusammenhing, und da sehen sie denn auch das Untier wie besessen auf dem Boden in der Stube springen. Allem Anschein nach krümmte es sich vor dem Kreuz und dem Heiligenbild. Kann schon sein, daß die im Handumdrehen wieder draußen waren! Bald darauf war das ganze Dorf draußen versammelt. Der Dorfälteste klopfte vorsichtig an und redete mit Großmutter, aber sie getraute sich nicht etwas zu sagen, und so sah er denn zur Tür zu Großvater hinein.

‚Was,' sagt er, ‚Jefim Petrowitsch, hast du den da im Strom gefangen?'

‚Halts Maul!' rief Großvater. Denn jetzt war er nämlich ärgerlich.

‚Jefim Petrowitsch, bedenk', was du tust! Zünd' die Lampe an vor dem Muttergottesbild, daß der Böse nicht

Gewalt über dich gewinnt! Hüte dich vor dem Umgang mit unreinen Mächten!'

‚Da soll doch der Teufel . . .!' Und Großvater schlug auf den Tisch. Er konnte bös fluchen, wenn es über ihn kam.

‚Jefim Petrowitsch! . . .'

Im selben Augenblick zog Großvater den Sack von dem Korb, in den er den Fisch gelegt hatte, so daß der mit einem Sprung auf den Boden schnellte. Der Dorfälteste fiel rücklings zur Tür hinaus, und Großvater kam in eine solche Wut, daß er sein Messer nahm, dem Fisch den Kopf abschnitt und ihn hinter dem Dorfältesten und den andern draußen auf der Gaße herfeuerte. Aber siehst du, das war dumm von ihm; denn der Kopf ist ja doch das Beste am ganzen Fisch. Mittlerweile war der Dorfälteste wieder soweit zu sich gekommen, daß er den Popen aufsuchen konnte, und sie fingen gleich an die Glocken zu läuten und in Prozession mit allen Heiligenbildern an der Spitze zum Strom zu wallfahrten, um den Antichrist zu beschwören. Wie sie nun wieder vom Strom heraufkommen, bleibt der Pope vor unserm Haus stehen und besprengt es mit Weihwasser und liest das Gebet um Bewahrung vor dem Bösen und allem, was davon kommt.

Das paßte Großvater nun gar nicht! Er war jetzt ganz furchtbar zornig über die Geschichte mit dem Fisch, und wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war nichts mehr mit ihm anzufangen. Das liegt in unsrer Familie. Er steckt also den Kopf zum Fenster hinaus und bekreuzt sich vor den Heiligenbildern:

‚Was wollt ihr hier, Freunde?' sagt er zu ihnen. ‚Bin ich ein Affe oder eine Vogelscheuche, daß ihr da steht und glotzt? Oder habt ihr vielleicht den Teufel zum Schornstein herausgucken sehen?'

Aber sie schwiegen alle.

‚Daß ihr noch nie einen solchen Fisch gesehen habt,

ihr Schafsköpfe,‘ sagt er weiter, ‚das ist kein Grund sich aufzuführen wie die Narren. Wie ich auf See war, hab' ich noch viel schlimmere Fische gesehen, solche mit einer Blase mit Stacheln daran und andre mit einem Rad, mit einem Loch in der Mitte, und andre wie ein Kuhwanst mit Hundsaugen und Schlangen um den Hals. Und ihr macht ein Geschrei um so einen kleinen, niedlichen Fisch, wie ich einen hier drinnen hab'! Jetzt werd' ich euch was sagen, nämlich, daß ich euch alle zu mir einlade zum Fischessen, und dazu geb' ich eine Kanne Branntwein . . .‘

‚Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!‘ Und der Pope erhob sein Kreuz gegen Großvater.

Aber da war es auch mit Großvaters Geduld zu Ende. Ein Teufelskerl war er, und jetzt konnte er sich nicht länger beherrschen:

‚So fresse Euch der Teufel alle miteinander!‘ brüllte er . . . ‚Aber erst freß ich ihn selber, mit Haut und mit Haar! Und jetzt macht, daß ihr fortkommt, sonst . . .‘

Damit packte er den kopflosen Fisch am Schwanz und streckte ihn zum Fenster hinaus. Zehn Pfund war er schwer, und das Blut lief an ihm herunter, so daß er ja garstig anzusehen war — so auf den ersten Blick. Kein Wunder, daß die Prozession im Nu wie weggeblasen war.

Großvater holte mit einem Satz den größten Wassereimer, und zur Tür hinaus damit. Wie er die Straße hinunterlief, rannten alle vor ihm davon. Drin in der Branntweinschenke versteckten sie sich unter dem Ladentisch, und er ließ seinen ganzen Wassereimer voll laufen und ging wieder. Daheim befahl er Großmutter, den Fisch aufzuschneiden und übers Feuer zu setzen. Aber sie wollte nicht, wie sehr er auch fluchte. Sogar wie er ein Tauende nahm und sie damit schlug, brachte er sie nicht dazu, daß sie den Fisch anrührte. Sie verkroch sich in

eine Ecke, und da blieb sie liegen. Mein Vater, der mir das ganze erzählt hat, lag auf dem Ofen und sah zu. Großvater kochte also selber. Aber so recht freute ihn die Sache nicht. Denn jetzt war er ganz allein, gegen alle die andern, wenn nicht einmal seine eigene Frau zu ihm stehen wollte. Mein Vater hörte selber, wie er über sie schalt, während er den Fisch kochte. Ab und zu schenkte er ein Glas Branntwein ein aus dem Eimer und trank.

Wie der Fisch fertig war, bekreuzte er sich und setzte sich an den Tisch. Er nahm den ganzen Kessel auf einmal vor, alle zehn Pfund Fisch.

Mein Vater sagte, er hätte nie in seinem Leben, weder vorher noch nachher, etwas gegessen, was so gut schmeckte, wie der Fisch roch ... Denn du mußt wissen, daß ihm seiner Lebtag nicht ein Bissen Sterlett in den Mund kam, so viele er auch gefangen hat ... Als Großvater ein bißchen von der Suppe geschlürft hatte, langte er mit dem Löffel nach einem Stück Fisch, sah es ein paarmal an und biß hinein. Darauf aß er eine halbe Stunde lang, ohne vom Tisch aufzustehen, außer, wenn er hie und da den Eimer mit Branntwein holte und daraus trank. Als er, wie man sagt, satt war bis da ... der Fischer zog mit dem Finger eine Linie in der Höhe seines Mundes ... stand er auf, sah zum Fenster hinaus, machte seinen Gürtel ein bißchen weiter, steckte den Kopf in den Branntweineimer und soff wie ein Pferd. Dann aß er wieder ein bißchen, trank wieder und fing an zu singen.

Noch nie hatte ihn jemand singen hören bis dahin, und was er sang, verstand auch niemand; aber singen tat er. So aß und trank und sang er umschichtig, bis er auf einmal still schwieg, mit offenem Mund. Er hustete ein paarmal, setzte sich und röchelte ein paarmal, so wie wenn einer Kuh eine Rübe in den verkehrten Hals gekommen ist. Wie er damit aufhörte, saß er eine

Weile still und dachte nach, bis er wieder anfing zu prusten und zu gurgeln. Und so ging das fort. Schließlich stand er auf und ging in die Ecke zu Großmutter. Er hob sie auf und strich ihr übers Haar . . . Mein Vater sagte, es sei das einzigstemal gewesen, daß er ihn das hätte tun sehen. Und als er sie in die Stube geführt hatte, röchelte er: ‚Ich habe mich an dem Satans Stör verschluckt . . . Ich glaube, es ist aus . . .‘

Darauf legte er sich auf die Bank, und Großmutter kniete neben ihm nieder und legte den Kopf auf seine Brust und weinte.

Plötzlich richtete er sich auf und stammelte: ‚Der Junge!‘

Großmutter holte meinen Vater vom Ofen herunter, und wie er ganz dicht bei der Bank war, nahm Großvater seinen Kopf ganz nah zu sich her und flüsterte ihm ins Ohr:

‚Fische für Mutter . . . Es war ein Stör . . . Den fang! . . .‘

Eine Weile darauf starb er unter großen Qualen.

In der Stadt verstanden sie ja wohl, wie es zugegangen war: der Teufel hatte ihn geholt! . . .

Großvater wurde vor dem Kirchhof begraben. Erstlich hatte er mit dem leibhaftigen Bösen Umgang gepflogen, und dann war er gestorben, ohne die heiligen Sakramente zu empfangen. Mein Vater hat mir gezeigt, wo sie ihn hingescharrt haben, noch am selben Abend, an dem er starb . . . Ja, es geht manchmal wunderlich zu in der Welt . . . Ja, ja . . . wunderlich geht es manchmal zu in der Welt . . .“

Der Fischer sah vor sich hin; dann fuhr er fort:

„Seit dem Tag scheuten die andern in der Stadt unser Haus. Und mein Vater, der ja kaum mehr war als ein Junge, konnte keinen Kameraden zum Fischen finden und mußte sich durchhelfen, so gut er eben konnte. Und das tat er! . . . Wie er nun eines Tages nach seinen

Haken sieht, holt er, so helf mir Gott! gerade einen solchen Fisch ins Boot wie der, an dem sein Vater gestorben war. Aber er nicht faul zertrat ihm gleich den Kopf mit dem Stiefel.

Am Abend ging er mit dem Fisch auf den Kirchhof und begrub ihn in geweihter Erde. Denn er dachte so: wenn sein Vater draußen vor dem Kirchhof liegen mußte, so war es am besten, der Antichrist lag drinnen. So konnte er wenigstens nicht mehr heraufkommen und noch mehr Unglück anrichten, weder bei den Lebenden noch bei den Toten . . . Aber kannst du dir so etwas denken! Fast keine Nacht vergeht, ohne daß er einen oder mehrere von diesen Undingern an seinen Haken findet. Und einem nach dem andern zerquetscht er den Kopf und begräbt ihn in geweihter Erde. Einmal mußte es ja doch ein Ende haben mit der Teufelsbrut . . . Eines Abends, als mein Vater mit solch einem Fisch ans Land kommt, begegnet ihm ein fremder Mann.

‚Was hast du da?' sagt der Mann.

‚Nichts . . .'

‚Laß sehen . . .'

Mein Vater schweigt, verstehst du, und tut als wäre nichts.

‚Fängst du viele solche?'

‚Was?'

‚Was tust du mit ihnen?'

‚Nichts . . .'

‚Ich will dir einmal etwas sagen: für jeden solchen Fisch, den du fängst, groß oder klein, gebe ich dir 25 Kopeken in Silber.'

‚Wo bist du denn her?' sagt mein Vater zu dem Mann.

‚Ich bin von Archangelsk, oder richtiger gesagt, vom Solowetzky-Kloster.'

‚Soll der Fisch ins Kloster?'

‚Jawohl, ins Kloster . . .'

Nun, darauf, meinte mein Vater, konnte er schon eingehen. Wenn der Fisch ins Kloster kam, so war das ja noch besser, als ihn auf dem eigenen Kirchhof zu begraben, zumal wenn er noch 25 Kopeken in Silber für jeden Fisch, groß oder klein, bekam. Und so fing er an, Sterlett zu fangen für Geld. Wenn er ein paar Stück im Fischbehälter hatte, schickte er sie mit irgendeiner Gelegenheit den Strom hinunter dem Mann in Archangelsk und bekam das Geld dafür. Später kamen andere Männer aus Petersburg, die sich auf Fisch verstanden, und nach und nach stieg der Preis bis gegen 40 Kopeken das Pfund, wie ich vorhin gesagt habe... Aber rechne jetzt selber nach, ob es nicht hundert Jahre sind, daß der erste Sterlett hier im Strom gefangen worden ist? Viel fehlt nicht daran. Denn, wie gesagt, mein Großvater fing den ersten und starb daran. Nach ihm hat mein Vater gefischt, aber er ist ertrunken in dem Frühjahr, als das Eis so spät ging. Nach ihm habe ich gefischt und mein Sohn und *sein* Sohn..."

Der Erzähler deutete auf den andern Fischer und den Knaben.

„. . . So kannst du es ja jetzt selber ausrechnen!"

Der Fischer schwieg, sah zu der sinkenden Sonne auf und sagte: „Aber ich habe mich gewiß verschwatzt. Wir müssen die Haken auswerfen . . ."

Auch wir brachen auf, um neue Dinge zu erleben, und ich hatte den Sterlett ganz vergessen, bis ich ihn in einem Glasbassin in der alten Hansastadt schwimmen sah. Und hätte ich nicht die Hirnschale eines Sterletts und drei der gefährlichen Knochenplatten hier vor mir liegen auf meinem alten Sekretär, so könnten andre und ich selber glauben, das Ganze sei erdichtet. Aber so weiß ich ganz bestimmt, daß der Sterlett zählebig ist wie die Sehnsucht, daß man ihn um die ganze Erde führen kann, ohne daß er stirbt, selbst wenn nichts mehr von ihm übrig ist als eine Hirnschale und drei gefährliche Knochenplatten...

In der Osternacht.

Aus **Korolenko**, Sibirische Novellen.

Es war am Sonnabend vor Ostern des Jahres 188*. Der Abend hatte sich schon auf die stumme Erde gesenkt, die jetzt, von der Frühlingssonne den Tag über beschienen, trotz leichten Nachtfrostes des scheidenden Winters, sich des nahen Lenzes bewußt zu sein und froh zu atmen schien; Nebelmassen entstiegen ihr wie Weihrauchwolken zum Himmel strebend, dem hehren anbrechenden Festtage entgegen, silbern erglänzend im Lichte der matt leuchtenden Sterne. Ruhe herrschte rings umher. Die kleine Gouvernementsstadt N., in feuchtkühle Nebeldünste gehüllt, lag still da, den Augenblick erwartend, wo von der Höhe des Glockenturmes herab der erste Schlag erklingen würde. Doch war es nicht die Stille des Schlafes; in dem Dunkel und Schatten menschenleerer geräuschloser Gassen war eine erwartungsvolle Zurückhaltung bemerkbar; nur selten eilte ein verspäteter Arbeiter vorüber, den der anbrechende Festtag bei schwerer mühevoller Arbeit ereilt hatte; nur selten fuhr ein Fuhrmann geräuschvoll vorbei — und dann wieder lautlose Stille. Das ganze Leben hatte sich von den Straßen in die Häuser, in reiche Paläste und arme Hütten, zurückgezogen — über der Stadt, über der ganzen Erde lagerte der Hauch der Auferstehung und der Wiedererneuerung.

Noch war der Mond nicht aufgestiegen, und die Stadt lag im Schatten des Berges, auf dem ein dunkles, unfreundliches Gebäude sich erhob. Die unheimlich regel-

mäßigen Linien des Baues hoben sich ab vom hellen Horizont, die altertümliche Pforte verschwand fast im Dunkel der Mauer und die vier Ecktürme starrten gespensterhaft in die Wolken.

Da erscholl von der Höhe des Domes herab der erste Schlag und ergoß sich durch die stille Nacht, da ein zweiter, dritter . . . und von allen Türmen erkönten die Glockenschläge und stimmten ein harmonisches Spiel an; die Töne verschmolzen melodisch in eine feierlich mächtige Weise und, sich aufschwingend zum Himmelsdome, erfüllten sie den Raum mit herrlichen Akkorden. Da erklang auch aus dem finstern Bau ein matter Ton, schwach und gebrochen, und versuchte, seinen mächtigeren Brüdern gleich, sich zur Höhe hinaufzuschwingen, auch seine Stimme ertönen zu lassen und mitzusingen im Liede von der Freude und Liebe und Gnade der Menschheit — vergebliches Mühen, zitternd fiel er zur Erde herab und erstarb leise nachklingend im Äthermeere.

Die Glockenmusik verstummte.

Schon längst zwar waren die Töne im Raume verhallt, und doch tönte es noch nach wie das Zittern einer geheimnisvollen, unsichtbaren Saite. In den Häusern war es dunkel, nur die Fenster der Kirche glänzten hell. Die Erde bereitete sich zum 188*. Male, die Worte des Friedens, der Liebe und der Brüderlichkeit erschallen zu lassen.

Die dunklen Tore des alten Baues öffneten sich knarrend. Eine Abteilung Soldaten schritt waffenklirrend heraus, um sich zu den einzelnen Posten zu begeben; aus ihrer Mitte trat gemessenen Schrittes ein Mann, während der frühere Wachthabende in der von der Dunkelheit umhüllten Schar gleichsam verschwand, und, um die hohe Schutzmauer herumgehend, bewegte sie sich weiter. Beim Posten an der westlichen Fronte trat ein junger Rekrut vor, um seinen Vorgänger abzulösen.

In seinen Bewegungen ließ sich noch deutlich die

bäurische Ungelenkigkeit erkennen, sein junges Antlitz bewahrte noch den Ausdruck des Neulings, der zum ersten Male einen verantwortlichen Posten antreten sollte. Er stellte sich mit dem Gesicht zur Mauer und schulterte das Gewehr. Zwei Schritte vortretend, machte er Halbkehrt und trat an die Seite des Abzulösenden. Dieser verlas mit leichter Wendung des Kopfes mechanisch die gewohnten Anordnungen. „Die Posten abschreiten! — aufpassen! — nicht schlafen! — nicht schlummern!“ sprach er schnell, während der Rekrut gespannt zuhörte, und aus seinen blauen Augen ein Ausdruck tiefer Trauer blickte. „Verstanden?“ fragte der Gefreite. „Zu Befehl!“ „Also aufgepaßt!“ sprach er streng, dann setzte er gutmütigen Tones hinzu: „Du fürchtest doch wohl nicht gar Gespenster?“ „Nein,“ erwiederte der Rekrut, „mir ist nur so eigen ums Herz.“ — Bei dieser kindlichen Äußerung ertönte leises Lachen im Kreise der Soldaten. „Da ist das Muttersöhnchen!“ brummte verächtlich der Alte und kommandierte: „Gewehr auf! Rechtsum — Marsch!“ Gleichmäßig schreitend verschwand die Mannschaft hinter der Ecke, und bald waren ihre Schritte verhallt. Der Rekrut schulterte sein Gewehr und trat langsam seinen Gang an.

* *
*

Drinnen im Gefängnis regte sich mit dem letzten Glockenschlage ein besonderes, ungewohntes Leben. Als wäre mit ihm wirklich die Freiheit auf die Erde eingezogen, so öffneten sich die Türen der Zellen, und ihre Bewohner, in langen, grauen Röcken mit den bedeutungsvollen Vierecken auf dem Rücken, traten hervor, ordneten sich paarweise und durchschritten den langen Korridor, um die hellerleuchtete Kirche zu betreten; sie kamen von rechts und links, von oben und unten, und durch das Geräusch ihrer gleichmäßigen Schritte hindurch vernahm man das Klirren der Ketten und der Waffen. Bei dem

Eintritt in die Kirche ergoß sich dieser Strom bleicher Menschen in ihre vergitterten Plätze und verstummte — auch hier waren eiserne Läden und Gitter an den Fenstern.

Das Gefängnis ist leer. Nur in den Ecktürmen, wo die Zellen für die Einzelarrestanten liegen, schreiten diese mürrisch und finster umher, von Zeit zu Zeit an der Tür stille stehend, um mit gierigen Ohren einzelne Töne des fernen, kaum hörbaren Gesanges aufzufangen, die aus der Kirche herüberklingen . . .

Dort ist noch eine Zelle; da liegt auf hartem Lager ein Kranker. Der Aufseher, dem man das plötzliche Erkranken des Arrestanten mitgeteilt hatte, trat zu ihm heran als man seine Genossen in die Kirche führte, und, sich über ihn beugend, blickte er ihm in die Augen, die im fieberhaften Glanze strahlten und starr in die Weite blickten.

„Iwanow, he Iwanow!" rief der Aufseher ihn an, doch er blieb unbeweglich und stieß nur unverständliche Laute hervor. Seine Stimme war rauh, die fieberglühenden Lippen öffneten sich nur mühsam. „Morgen ins Lazarett!" befahl der Aufseher und verließ die dumpfe Zelle, an ihrer Tür einen der Hüter zurücklassend. Dieser blickte aufmerksam auf den Daliegenden und sprach kopfschüttelnd: „Eh, du Landstreicher, bist nun wohl genug umhergeirrt!" Überzeugt davon, daß es hier nichts zu hüten gäbe, ging er zur geschlossenen Kirchentür, um der Predigt zuzuhören, sich von Zeit zu Zeit hier zur Erde neigend und sie küssend.

Die Stille in der leeren Zelle wurde nur zuweilen von den halblauten Fieberphantasien unterbrochen, die der Kranke führte. Er war ein noch nicht alter, kräftiger und starker Mann. Er phantasierte, von neuem die Vergangenheit durchlebend, und sein Gesicht spiegelte die inneren Qualen wieder, die er litt. Ein böses Spiel hatte mit ihm das grausame Schicksal gespielt. Tausende von Werst, über Schluchten und hohe Berge war er

gewandert, tausende von Gefahren hatte er durchlebt, Hunger und Durst, Hitze und Kälte erlitten, und alles dies nur getrieben vom Heimweh, von der brennenden Sehnsucht, sein heimatliches Dorf wiederzusehen, von der ewigen Hoffnung aufrecht erhalten, einen Monat, eine Woche, ja nur einen Tag mit den Seinen verbringen, zu Hause sein, sich heimisch fühlen zu können — mochte dann auch geschehen, was da wolle, mochte er den weiten Weg in Sibiriens Bergwerke zurückwandern müssen. Kaum hundert Werst vom Ziele seiner heißesten Wünsche entfernt, war er gefangen und in diesen Kerker eingeschlossen worden . . .

Da plötzlich verändern sich die Züge des Kranken, seine Augen öffnen sich weit, seine Brust atmet freier — fröhlichere Gedanken und Bilder scheinen sein Hirn zu durchziehen . . . Der Wald rauscht. Er kennt dies Rauschen, dieses freie, gleichsam singende Rauschen. Er versteht die Sprache des Waldes und seiner Bäume: die majestätische Fichte erklingt hoch oben fast in den Wolken im herrlichen dunkeln Grün, die Tannen flüstern leise, melodisch bewegen die bunten Laubbäume ihre geschmeidigen Äste, die furchtsamen Blätter der Espe erzittern. Es zwitschert und jubelt der freie sich in die Lüfte schwingende Vogel, das Bächlein springt lustig über Stock und Stein und überstürzt sich in kleinen Wasserfällen, und hoch oben folgen dem Flüchtling aus den Bergwerken Sibiriens, der in undurchdringlichen Wäldern irrt, Wolken ziehender Vögel.

Wie ein Hauch des Frühlings weht es den Eingekerkerten an; er richtet sich auf und atmet schwer; die Augen blicken aufmerksam um sich — plötzlich erglänzen sie in Freude und Unglauben: er, der Umherirrende, der stete Flüchtling vor den strengen Gesetzen des Landes, der Vogelfreie — er sieht etwas Unglaubliches vor sich — eine offene Tür!

Der mächtige Trieb zur Freiheit läßt ihn seine Krank-

heit abschütteln. Die Symptome des Fiebers verschwinden im Nu bei den Vorstellungen, die sich seinem kranken und hoffnungsfreudigen Geiste aufdrängen, da er sich allein und die Tür offen sieht ... Im nächsten Augenblick steht er auf dem Boden. Die ganze Fieberglut, die im Hirn des Kranken war, scheint jetzt in seine Augen gedrungen zu sein, gleichmäßig, starr und schrecklich blicken sie.

Jemand öffnet, die Kirche verlassend, die Tür, und die Töne eines fernen und daher nur noch tiefer wirkenden Gesanges schlugen an sein Ohr, um gleich darauf zu verstummen. Auf dem bleichen Gesicht erscheint der Ausdruck der Zärtlichkeit, die Augen füllen sich mit Tränen und ein Bild steigt vor ihm auf, das er sich schon oft im Geiste ausgemalt hatte: eine stille, sternklare Nacht, das Geflüster der Fichten, die ihre dunklen Kronen wie schützend über die alte Kirche des heimatlichen Dorfes beugen, die Schar seiner Landsleute, der Feuerherd am Ufer des Flüßchens und derselbe Gesang — er eilt, um all diese Bilder erfüllt zu sehen in der Wirklichkeit, zu Hause, bei den Seinen. — — Indessen betet an der Kirchentür kniend der Hüter.

* * *

Der junge Rekrut geht mit seinem Gewehr auf der Schulter seinen Posten ab; vor ihm breitet sich ein ödes, weites Feld aus, von dem erst jüngst der Winterschnee weggeschmolzen ist. Ein leichter Wind bewegt das hohe, dürre Steppengras, es erklingt in eigentümlichem Klange im vorjährigen Grase und weht auch in das Herz des jungen Soldaten sehnsuchtsvolle, traurige Gedanken. Er bleibt an der Mauer stehen, stellt sein Gewehr auf den Boden und, sich auf den Lauf lehnend, überläßt er sich seinen Gedanken. Noch kann er nicht ganz begreifen, wozu er hier steht — in dieser heiligen, feierlichen Nacht, mit der Waffe in der Hand, im Anblick dieser öden Felder ... Überhaupt ist er noch vollkommen der Mann vom Lande, er versteht noch vieles nicht, was der Soldat verstehen muß,

und nicht wunderbar ist es, daß ihn seine Kameraden mit seinen Ansichten und Dorfgebräuchen belächeln. Noch vor ganz kurzer Zeit war er sein eigener Herr, war er Besitzer und Bearbeiter seines eigenen Stück Feldes — und jetzt! Seine junge Seele ist erfüllt von Furcht und unbegreiflichem Schrecken, den er sich nicht erklären kann, der ihn aber auf Schritt und Tritt unablässig verfolgt, eine jede seiner Handlungen ihn bekritteln und überdenken läßt und so die freie Natur des Bauernburschen hineinzwängt in die Zwangsjacke des Gehorsams, der Disziplin und des strengen Militärdienstes.

Jetzt aber ist er allein. Der öde Anblick, der sich ihm eröffnet, und das Pfeiffen des Windes in dem hohen Steppengrase scheinen ihn einzuschläfern, und vor seinen Augen steigen heimatliche Bilder auf. Auch er sieht das heimatliche Dorf, und derselbe Wind weht über dasselbe hin; die Kirche ist hell erleuchtet, und auch hier beugen die Fichten ihre Häupter über die Kirche des Ortes.

Von Zeit zu Zeit scheint er sich zu besinnen, er rüttelt sich auf aus diesem halbwachen Schlummer und dann ist in seinen blauen Augen die Frage zu lesen: Was ist denn das? Dies Feld, diese Flinte, diese Mauer? Wozu bin ich hier? Für einen Augenblick fällt ihm die Wirklichkeit ein, doch bald führt ihn das eintönige Geräusch des Windes zurück zu den Gebilden des Traumes, der ihm die Bilder der Heimat vorgaukelt, und wieder schlummert sanft der junge Posten, gelehnt auf den Lauf des Gewehrs...

Nicht weit von der Stelle, wo der Rekrut steht, erscheint auf der Mauer ein dunkler Gegenstand, der Kopf eines Menschen ist es, der Kopf des Landstreichers. Er blickt in das weite Feld hinaus, an dessen Rande in unabsehbarer Ferne der Waldessaum kaum sichtbar ist — seine Brust weitet sich, und er atmet gierig die frische Nachtluft ein. — Er läßt sich auf seinen Händen herab und gleitet leise an der Mauer entlang...

* *
*

Freudeverkündende Glockenschläge durchbrechen die Stille der Nacht. Die Tür des Gefängnisses hat sich geöffnet, und in dem Hofe tritt der Zug seinen Rundgang an mit den Kreuzen, Fahnen und Gottesbildern voran. Aus der Kirche ertönt Gesang ... Der Soldat fährt zusammen, er nimmt die Mütze vom Kopfe, um sich betend zu bekreuzen — und erstarrt mit der zum Gebete erhobenen Hand. Der Landstreicher ist auf dem Boden angelangt und strebt, das hohe Steppengras zu erreichen.

„Halt, steh, ich bitte dich, steh!“ ruft der Soldat, im Schrecken das Gewehr erhebend. Alles, was er so gefürchtet, was ihn in Schrecken gejagt und ihn zittern gemacht hatte — da ist es, im Anblicke dieses unglücklichen Flüchtlings. „Dienst, Pflicht, Verantwortlichkeit!“ das sind die schrecklichen Worte, die ihm wie ein Blitz durch das Hirn fahren, schnell ergreift er das Gewehr und, die Augen schließend, drückt er, ohne zu zielen, mit zitternder Hand ab ...

Wieder ergießen sich über der Stadt die Töne der Glocken in herrlichen, freudigen Akkorden, und wieder erklingt der matte und gebrochene Ton der Turmglocke, der zum Himmel strebt und wie ein flügellahmer Vogel zur Erde niedersinkt. Und dazwischen ertönt aus der Kirche der feierliche, ernste Gesang der betenden Gemeinde und der freudevolle Ruf dringt ins Feld hinaus: „Christ ist erstanden!“

Da — plötzlich fällt jenseits der Mauer ein Schuß und ein schwacher Ton scheint ihm klagend zu antworten ... Für einen Augenblick verstummt alles. Nur das ferne Echo des Schusses rollt über das öde Feld und erstirbt in der Weite ...

In den Wäldern.

Von Knut Hamsun.

I

Ich wohne Tag und Nacht in einer verlassenen Torfgamme*), in die ich hineinkriechen muß. Vor langer Zeit hat sie wohl einmal jemand zu kurzem Gebrauch sich errichtet; ein Mann wurde vielleicht verfolgt und hat sich hier ein paar Herbsttage lang verborgen.

Wir sind zwei in der Gamme, und wenn ich Madame nicht für einen Menschen rechne, so bin ich nur einer.

Madame ist eine Maus, mit der ich zusammenlebe, und ich habe ihr diesen Namen gegeben, um sie hoch zu ehren. Sie frißt alles, was ich ihr in die Ecken lege, und sitzt zuweilen da und schaut mich an.

Es war ursprünglich altes Heu in der Hütte, das überließ ich freundlichst Madame; für mein eigenes Bett holte ich mir weiche Nadelzweige, wie es sich gehört. Ich habe Axt und Säge und einige notwendige Tassen. Und ich habe einen Schlafsack aus Schafpelz, mit der Wolle nach innen. Das Feuer brennt die ganze Nacht bei mir; meine Joppe, die neben dem Feuer hängt, duftet am Morgen nach frischem Kienholz. Wenn ich Kaffee kochen will, gehe ich hinaus und fülle den Kessel mit reinem Schnee und hänge ihn übers Feuer; dann habe ich Wasser.

Ist das nun auch ein Leben?

---

*) Eine Lehmhütte, wie sie sich die Lappen halb graben, halb bauen.

Da versprachst du dich. Das ist ein Leben, von dem du nichts verstehst. Du hast dein Heim in der Stadt, jawohl, und du hast es mit Nippes und Bildern und Büchern möbliert, aber du hast Frau und Dienstmädchen, und hunderterlei Ausgaben. Und schlafend und wachend mußt du mit den Dingen um die Wette rennen und hast niemals Frieden. Ich habe Frieden. Behalte du deine Geistigkeiten, deine Bücher, deine Kunst und deine Zeitungen. Behalte auch deine Cafés und deinen Whisky, die mich jedesmal nur krank machen. Hier wandre ich in den Wäldern umher, und es geht mir gut. Stellst du mir geistige Fragen und willst mich in die Enge treiben, dann antworte ich dir zum Beispiel nur: Gott, das ist der Ursprung — und daß die Menschen wahrlich nur Punkte und Flocken im Weltall sind. Weiter bist du auch nicht gekommen. Aber gehst du so weit, daß du mich fragst, was Ewigkeit ist, so bin ich hierin genau so weit gekommen wie du auch und antworte: Ewigkeit, das ist nichts als ungeschaffne Zeit, ganz und gar ungeschaffne Zeit.

Freundchen, komm her, und ich will einen Spiegel aus der Tasche nehmen und dir einen Sonnenflecken ins Gesicht setzen und dich beleuchten, lieber Freund.

Du liegst bis zehn, elf Uhr im Bett und bist dennoch zerschlagen und müde, wenn du aufstehst. Ich sehe dich vor mir, wenn du auf die Straße hinauskommst; deine Augen blinzeln, als sei es in ihnen zu früh Tag geworden. Ich stehe um fünf Uhr auf und habe ausgeschlafen. Es ist noch dunkel draußen, aber es gibt gleichwohl genug zu beobachten: den Mond, die Sterne — Wolken und Wetterzeichen für den Tag. Ich sage das Wetter auf viele Stunden voraus. In welcher Tonart sausen die Winde? Und klingt es trocken und leicht oder tief und lang im Eis auf dem Glimmerwasser*)?

*) Ein Hochwaldsee.

Ich finde prachtvolle Vorzeichen, und wenn der Tag anbricht, lege ich die sichtbaren Zeichen zu den hörbaren und werde ein immer tiefer Eingeweihter. Dann entsteht tief im Osten ein sehr schmaler Streifen Tag, die Sterne saugen sich selbst in den Himmel ein, und das Licht herrscht. Bald kreist ein Rabe über den Wäldern, und ich warne Madame, daß sie nicht aus der Mitte herauskomme und aufgefressen werde.

Ist aber Neuschnee gekommen, so sind Baum und Gestrüpp und die großen Steine unirdische Ungeheuer geworden, die gleichsam über Nacht aus einer andern Welt hergewandert sind. Eine windschiefe Kiefer mit knorrigen Wurzeln sieht aus wie eine Hexe, die mitten in einer wunderlichen Stellung gelähmt worden ist.

Hier ist ein Hase vorbeigesprungen, und dort geht die Spur eines einsamen Renntiers. Ich nehme meinen Schlafsack heraus und hänge ihn hoch oben in einen Baum, Madames wegen, die alles benagt, und folge der Renntierspur in die Wälder hinein. Ich sehe, das Tier ist ganz gemächlich dahingezogen — aber es hat ein bestimmtes Ziel gehabt, es ist geradewegs gen Ostern zu gepilgert, dem Tageslicht entgegen. Am Skjelelv, der reißend ist und niemals zufriert, hat das Tier getrunken, im Schnee nach Moos gescharrt und ist dann weitergewandert.

Und was dieses Renntier getan hat, ist vielleicht mein einziges Wissen und Erlebnis an diesem Tag. Ich meine, es ist etwas. Die Tage sind kurz — schon gegen zwei Uhr schlendre ich in vollständiger Dämmerung heimwärts; der gute und stille Abend kommt. Dann fange ich an zu kochen. Ich habe Fleisch genug in drei blendend weißen Schneehaufen; ich habe übrigens auch noch Besseres: acht fette Renntierkäse zu Butter und gedörrtem Brot.

Während es im Kessel summt, lege ich mich ein wenig hin und schaue ins offne Holzfeuer und schlafe

ein. Ich mache meinen Mittagschlaf vor dem Essen. Und wenn ich erwache, ist das Essen gekocht, es riecht nach Fleisch und Kienholz in der Gamme. Madame schießt auf dem Boden hin und her und bekommt am Ende ihren Anteil. Dann esse ich und zünde die kurze Pfeife an.

Dieser Tag ist zu Ende. Alles ist gut gewesen, ich habe keinen Überdruß gefühlt. In der großen Stille, die mich umgibt, bin ich der einzige erwachsene, wandernde Mensch, ich werde größer und bedeutender dadurch — Gottes Nächster. Und mit den großen roten Eisen in mir geht es gut, glaube ich, denn es sind große Dinge, die Gott um seines Nächsten willen verrichtet. —

Ich liege da und denke an das Renntier, an den Weg, den es ging, was es am Sjelelv getan, und daß es dann seinen Weg fortsetzte. Hier ist es unter Zweigen durchgekrochen, und das Geweih hat Schrammen in die Borke gekratzt; dort hat Weidendickicht das Tier gezwungen, einen Umweg zu machen; aber gleich hinter dem Gestrüpp hat es von selbst den Bogen wieder ausgerichtet und ist wieder weiter gen Osten gezogen. An all dies denke ich.

Und du? Hast du in dem einen Blatt zum Unterschied von einem andern gelesen, was jetzt die öffentliche Meinung über die Altersversicherung in Norwegen ist?

II

Bei schlechtem Wetter sitze ich drinnen und vertiefe mich in das eine oder das andre. Ich schreibe auch Briefe an diesen und jenen Bekannten, daß es mir gut geht, was ich auch von dir zu hören hoffe. Aber ich kann diese Briefe nicht abschicken, und sie werden älter mit jedem Tag. Es kann ja auch gleich sein. Ich habe die Briefe an einen Bindfaden gebunden, der frei von der Decke herabhängt, um zu verhindern, daß Madame sie benagt.

Eines guten Tages kam da ein Mann zu mir hergewandert. Er kam hastig, schleichend, seine Kleider waren nicht besonders, und er hatte nichts um den Hals — ein Arbeiter. Er trug einen Sack — wer weiß, was drin war. Wir sagen einander „guten Tag" und „schönes Wetter im Walde".

„Ich hatte nicht erwartet, jemand in der Gamme zu finden," sagte der Mann. Dabei hatte er ein mißvergnügtes und schroffes Wesen, er warf ohne jede Unterwürfigkeit den Sack ab.

Er muß etwas von mir wissen, dachte ich, weil er so frech ist.

„Wohnt Ihr schon lange hier?" fragte er, „und werdet Ihr bald wieder weiterziehn?

„Gehört die Gamme vielleicht dir?" fragte ich nun meinerseits.

Da wirft er mir einen Blick zu.

„Denn wenn die Hütte dir gehört, dann ist das etwas andres," sagte ich. „Wenn ich aber wieder weitergehe, dann gedenke ich nicht, sie wie irgendein Taschendieb mit mir zu nehmen."

Dies sagte ich mild und scherzhaft, nur um mir nicht den Mund zu verbrennen.

Aber ich hatte gerade das Richtige getroffen. Der Kerl verlor sofort seine Sicherheit. Ich hatte ihm durch irgend etwas zu verstehen gegeben, daß ich mehr von ihm wisse als er von mir.

Als ich ihn bat, einzutreten, war er dankbar und sagte: „Danke — aber ich bringe Euch wohl nur Schnee herein."

Und er fegte sich die Stiefel besonders sorgfältig ab, nahm den Sack auf, und kroch herein.

„Es wird wohl noch ein Schluck Kaffee für dich übrig sein," sagte ich.

„Ihr braucht mich doch nicht zu bewirten," antwortete er und fing an sich das Gesicht abzutrocknen, er

schnaufte vor Anstrengung, „ich hatte nämlich einen weiten Weg, die ganze Nacht hindurch.“

„Willst du übers Gebirge?“

„Das kommt drauf an — es gibt wohl auch auf der andern Seite des Gebirges im Winter keine Arbeit?“

Er bekam Kaffee.

„Habt Ihr einen Bissen zu essen? Ich schäme mich, Euch darum zu bitten. — Ein wenig Brot? Ich kam nicht dazu, etwas mitzunehmen.“

„Ganz recht. — Brot und Butter und Renntierkäse. — Bitte schön.“

„Ach ja — es geht vielen schlecht im Winter,“ sagte der Mann, während er aß.

„Du könntest vielleicht hinunter ins Dorf zurückgehen und ein paar Briefe für mich mitnehmen?“ fragte ich. „Ich will dir's bezahlen.“

Der Mann antwortet:

„Nein, wahrhaftig, das kann ich nicht! Weiß Gott, das kann ich nicht, denn jetzt muß ich so bald wie möglich übers Gebirge; ich habe gehört, daß es in Hillingen im Hillinger Walde Arbeit geben soll — nein, das kann ich nicht.“

Stärke ihm das Rückgrat wieder ein wenig, dachte ich, jetzt sitzt er da und ist kein bißchen mutig mehr. Am Ende bettelt er mich um eine halbe Krone an. Ich befühlte seinen Sack ein wenig und sagte:

„Was hast du da bei dir? Schwere Sachen?“

„Was geht Euch das an?“ antwortete er augenblicklich und zog seinen Sack an sich.

„Ich wollte nichts draus stehlen — ich bin kein Dieb,“ sagte ich wieder scherzend.

„Ich kümmere mich nicht darum, was Ihr seid,“ murmelte er.

Der Tag glitt so hin. Da ich einen Gast hatte, wollte ich nicht in die Wälder hineinwandern, wollte bei ihm sitzen, mit ihm plaudern und ihn ausfragen. Ein ge-

wöhnlicher Mensch übrigens, ohne größeres Interesse für meine Eisen — mit schmutzigen Händen, unwissend und langweilig in seinem Gerede; er hatte wohl die Sachen, die im Sack waren, gestohlen. Später merkte ich, daß er in manchen Kleinigkeiten, die ihm das Leben gelehrt hatte, beschlagen war. Er klagte darüber, daß ihm die Füße vor Frost schmerzten, und zog die Stiefel aus. Es wundert mich nicht, daß er fror. Seine Strümpfe hatten keine Hacken mehr, nur Löcher. Ich gab ihm ein Messer, und er schnitt die Fetzen weg, dann zog er die Strümpfe umgekehrt, mit den Sohlen über den Spann, wieder an. Als er darüber die Stiefel gezwängt hatte, sagte er: „So — nun ist es schön warm."

Er machte mir keine Ungelegenheiten. Nahm er die Säge oder Axt aus der Ecke und betrachtete sie, so stellte er sie nachher an ihren Platz zurück. Als er dann die Briefe untersuchte und sich Mühe gab, die Adressen zu entziffern, ließ er sie nicht wieder nachlässig fahren, daß sie hin und her baumelten, sondern hielt den Bindfaden so lange, bis sie stille hingen. Ich hatte keinen Grund, über irgend etwas zu klagen.

Er blieb bis zum Mittag, und als er Mittagessen bekommen hatte, sagte er:

„Nehmt es mir nicht übel, aber habt Ihr etwas dagegen, wenn ich hinausgehe und mir ein paar Nadelzweige zum Sitzen abschneide?"

Er ging hinaus und schnitt sich ein paar weiche Zweige ab, und wir mußten das Heu von Madame ein wenig zur Seite rücken, damit der Mann Platz in der Gamme hätte. Dann lagen wir da, brannten Kienholz und plauderten.

Auch am Nachmittag ging er nicht weiter, blieb liegen und zog gleichsam die Zeit hinaus. Als es zu dämmern begann, ging er an das Türloch und sah nach dem Wetter aus. Er fragte, nach mir zurückgewandt:

„Glaubt Ihr, daß wir nachts Schnee bekommen?"

„Du fragst mich, und ich frage dich," sagte ich, „aber es sieht nach Schnee aus, der Rauch fällt."

Daß es vielleicht Schnee geben könnte, machte ihn unruhig, er sagte, er wolle lieber heute nacht gehen. Aber plötzlich wurde er wütend. Ich lag da und streckte mich aus und hatte in Gedanken die Hand auf den Sack gelegt.

„Ich kann gar nicht verstehen, was Ihr mit mir zu schaffen habt," schrie er und riß den Sack von mir weg. „Ihr habt den Sack nicht anzurühren, merkt Euch das!"

Ich antwortete, daß ich mir nichts dabei gedacht hätte, und daß ich ihm nichts stehlen wolle.

„Etwas stehlen? Nein, und wenn! Glaubt Ihr übrigens, daß ich Angst vor Euch habe? Bildet Euch das nur nicht ein, guter Mann. Hier könnt Ihr's sehen, was ich im Sack habe," und er fing an, mir verschiedene Sachen zu zeigen: drei Paar neue Fausthandschuhe, ein Stück dicken Kleiderstoff, ein Säckchen mit Graupen, eine Speckseite, sechzehn Tabakrollen, und ein paar große Klumpen Kandiszucker. Zu unterst im Sack lag vielleicht ein halber Scheffel Kaffeebohnen.

Es waren wohl alles Waren aus dem Kaufladen des Ladenhändlers, mit Ausnahme von einem Paket gedörrten Brotes, das vielleicht irgendwo anders stibitzt war.

„Da hast du ja selber Brot," sagte ich.

„Wenn Ihr nur etwas Grütze im Schädel hättet, so würdet Ihr nicht so dumm reden," antwortete der Mann. „Wenn ich übers Gebirge will und wandern und wandern muß, brauche ich da vielleicht nichts zu essen? Reinster Spott, so etwas mitanzuhören!"

Er legte vorsichtig und ordentlich alles in den Sack wieder hinein, jedes Ding der Reihe nach. Er gab darauf acht, daß die Tabakrollen vor der Speckseite zu liegen kamen, damit der Kleiderstoff keine Fettflecken erhielte.

„Ihr könntet mir wohl das Stück Zeug abkaufen," sagte er. „Ich will es billig abgeben. Es ist Düffel — mir liegt es nur im Wege."

„Was willst du dafür haben?" fragte ich.

„Es ist mindestens Zeug zu einem ganzen Anzug — vielleicht mehr," sagte er zu sich selbst und breitete den Stoff aus.

Ich sagte zu dem Mann:

„Du bringst mir im Grunde die Welt und das Leben, Geistigkeiten und Zeitungen hier in die Wälder herein. Aber laß uns ein wenig zusammen reden. Sage mir eines: hast du Angst, daß man deine Fußspuren morgen sieht, wenn es heute nacht schneit?"

„Das ist meine Sache. Ich bin schon öfter übers Gebirge gegangen und weiß viele Wege," murmelte der Mann. „Ihr könnt das Zeug für ein paar lumpige Kronen haben."

Ich schüttelte den Kopf, und der Mann legte den Stoff behutsam wieder in den Sack hinein, gerade als ob er ihm gehöre.

Er sagte:

„Ich will es zu Hosenstoff zerschneiden, dann ist es nicht so groß, und ich kann es leichter verkaufen."

„Du solltest es lieber zu Hose, Joppe und Weste in einem Stück zusammenlassen," sagte ich, „und den Rest zerschneidest du dann zu Hosenstoff."

„Meint Ihr? Ja, das ist vielleicht das beste."

Wir rechneten aus, wieviel man zu einem Anzug für einen erwachsenen Mann braucht, nahmen den Bindfaden mit den Briefen und maßen unsre Kleider nach, um es genau zu treffen. Dann machten wir einen Einschnitt in den Stoff und rissen das Stück ab. Außer einem vollständigen Anzug blieb noch reichlich Stoff zu zwei Hosen übrig.

Darauf bot mir der Mann noch andre Sachen zum Kauf an, und ich kaufte etwas Kaffee und Tabakrollen.

Er steckte das Geld in einen Lederbeutel, und ich bemerkte, daß dieser vollständig leer war. Und dabei die umständliche Art, mit der er das Geld einsteckte und dann noch von außen auf der Tasche nachfühlte!

„Es war kein großes Geschäft mit mir zu machen," bemerkte ich, „aber ich habe weiter nichts nötig."

„Ein Geschäft ist ein Geschäft," sagte er, „ich will nicht klagen."

Er war nun wieder ziemlich obenauf.

Dieweil er sich zum Gehen zurechtmachte und sein Tannenlager aufräumte, konnte ich, während ich so dalag, nicht anders, als diese erbärmliche Art, wie er stahl, zu beklagen. Ein Diebstahl aus Notdurft — eine Speckseite und ein Stück Zeug, das man in einem Walde zu verkaufen sucht. — Ach, wie hat doch der Diebstahl aufgehört, etwas besonderes zu sein! Das kommt wohl daher: die Strafe des Gesetzes für alle Arten von Vergehen hat aufgehört, etwas Besonderes zu sein. Es ist nur eine langweilige, humane Strafe, man hat das religiöse Moment aus dem Gesetz entfernt, der Richter besitzt keine Mystik mehr. Ich erinnere mich noch des letzten Richters, der die Bedeutung des Eides so auslegte, wie sie ausgelegt werden sollte, um eine Wirkung auszuüben. Und da standen uns allen die Haare zu Berge. Kommt doch wieder mit ein wenig Zauberei und dem sechsten Buch Moses, mit der Sünde gegen den Heiligen Geist und der Verschreibung mit dem Blute eines neugetauften Kindes! Und stehlt einen Sack mit Silber und Gold im Marktflecken und verbergt den Sack im Gebirge, damit an Herbstabenden eine kleine Flamme über der heimlichen Stätte geistern könne! — Aber kommt mir nicht mit drei Paar Fausthandschuhen und einer Schwarte Haushaltungsspeck!

Der Mann hatte nun keine Angst mehr wegen seines Sackes, er kroch ganz aus der Gamme hinaus, um die Fahrt des Königs der Lüfte zu finden. Ich legte den

gekauften Tabak und Kaffee wieder in den Sack, weil ich beides nicht nötig hatte. Als er wieder hereinkam, sagte er:

„Ich glaube, ich muß die Nacht über bleiben, wenn Ihr es nicht übel nehmt."

Am Abend saß er da und machte keine Miene, seine eigenen Eßvorräte hervorzusuchen. Ich kochte Kaffee und gab ihm trockenes Brot dazu. „Ihr solltet mich nicht bewirten," sagte er. Dann begann er wieder an dem Sack herumzuarbeiten, steckte die Speckseite gut beiseite, damit der Stoff nicht zu Schaden komme, dann schnallte er sich den Lederriemen ab, band ihn um den Sack und machte Träger daraus; so konnte er ihn auf der einen Schulter tragen.

„Wenn ich jetzt den Zipfel des Sackes auf die andre Schulter nehme, dann trage ich leichter," sagte er.

Ich gab ihm die Briefe, er könnte sie mit über die Berge nehmen und dort auf die Post geben; er verwahrte sie gut und fühlte wieder von außen auf der Tasche nach. Geld für die Freimarken bekam er in ein Papier für sich eingewickelt und band es in den Sackzipfel ein.

„Wo bist du zu Hause?" fragte ich.

„Wo sind wohl die armen Leute zu Hause? Ich wohne an der See — ich habe leider Weib und Kinder —, weiter ist nichts von mir zu sagen."

„Wieviel Kinder hast du?"

„Vier. Das eine hat einen brandigen Arm, und das andre — — — es fehlt eben jedem etwas — man hat es nicht leicht. Mein Weib ist krank; vor ein paar Tagen glaubte sie, es ginge auf den Tod, und nahm das Abendmahl."

Es war ein trister Ton in seine Stimme gekommen. Aber der Ton war falsch, er belog mich ganz gewiß. Wenn sie jetzt aus dem Dofe heraufkämen und nach ihm suchten, dann hätte wohl keine Christenseele das

Herz, ihn zu verraten: er hätte ja eine so kranke Familie. So dachte er wohl.

Mensch, o Mensch! Du bist schlimmer als die Mäuse!

Ich fragte nicht weiter, ich bat ihn, etwas zu singen — ein Lied — eine Volksweise —, weil wir nun doch einmal so beisammen säßen.

„Dazu bin ich jetzt nicht aufgelegt," antwortete er; „wenn es ein Kirchenlied gewesen wär —"

„Dann also ein Kirchenlied."

„Jetzt nicht — ich hätte Euch gern einen Gefallen getan, — aber —"

Er befand sich in zunehmender Unruhe. Nach einer Weile nahm er den Sack und ging hinaus. Ich dachte: Da ging er hin; — aber er hatte nicht den üblichen Gruß gesagt: Bleibe in Frieden! Es war doch gut, daß ich in die Wälder hinauszog, dachte ich — hier ist mein Platz, und von heute an soll keine Menschenseele mehr in meine vier Wände hereinkommen.

Ich traf ein sehr bestimmtes Abkommen mit mir, mich nicht mehr mit den Menschen zu befassen. „Madame, komm her," sagte ich, „ich tue dir hiermit hohe Ehre an und verbinde mich mit dir fürs Leben, Madame!"

Nach einer halben Stunde kam der Mann zurück — ohne Sack.

„Ich dachte, du seist gegangen," sagte ich.

„Gegangen? Ich bin kein Hund," sagte er. „Ich bin schon mit mehr Leuten zusammengekommen und sage ‚Guten Tag', wenn ich komme und ‚Bleibe in Frieden', wenn ich gehe. Ihr solltet mich nicht so aufziehen."

„Was hast du mit dem Sack gemacht?"

„Ich habe ihn ein Stück auf den Weg gebracht."

Es machte seiner Umsicht alle Ehre, daß er den Sack wegbrachte: wenn jemand käme, wäre es so leichter, frank und frei zu entkommen, als mit einer Last auf dem

Rücken. Um ihn daran zu hindern, mich wieder mit seinem Armutsgeschwätz vollzulügen, fragte ich:

„Du warst wohl ein ordentlicher Windhund zu deiner Zeit? Ja, bist es vielleicht noch?"

„O — ja — für meine Verhältnisse," sagte er munter. „Ich habe keinen gesehen, der mit den Trantonnen leichter hantiert hätte als ich, und keiner hat mich beim Weihnachtstanz vom Tanzboden getanzt. Pst — kommt da nicht wer?"

Wir lauschten. Er hatte in einer einzigen Sekunde die Augen nach dem Türloch und dem Loch in der Decke geworfen und sich entschieden, der Gefahr in der Tür zu begegnen. Er war in seiner Gespanntheit prachtvoll, ich sah seine Kiefer mahlen.

„Es war nichts," sagte ich.

Er kroch resolut und stark wie ein Satan aus der Gamme hinaus und blieb ein paar Minuten weg. Als er wieder hereinkam, atmete er auf und sagte:

„Es war nichts."

Wir legten uns für die Nacht zurecht.

„So — in Jesu Namen," sagte er und streckte sich auf seinem Tannenlager aus. Ich schlief sofort ein und schlief eine Weile fest. Später in der Nacht hatte die Unruhe den Mann doch wieder auf die Beine gebracht; ich hörte ihn murmeln: „Bleibe in Frieden" — und hinauskriechen.

Am Morgen verbrannte ich sein Nadellager und machte einen ordentlichen Rauch in der Gamme.

Und draußen lag Neuschnee.

(Bruchstück aus Knut Hamsuns Roman „Die letzte Freude".)

Rauhbein.

Von Maxim Gorjki.

. . . Das runde Fenster meiner Zelle ging auf den Gefängnishof hinaus. Es lag sehr hoch über der Erde, aber wenn ich den Tisch an die Wand stellte und hinaufkroch, konnte ich alles sehen, was auf dem Hofe vorging. Über dem Fenster hatten sich Tauben unter dem Schutze des Daches ein Nest gebaut, und wenn ich manchmal aus dem Fenster auf den Hof hinabsah, girrten sie über meinem Kopfe.

Ich hatte genügend Muße, um mich von meinem hohen Posten aus mit den Bewohnern des Gefängnisses bekannt zu machen, und ich wußte, daß unter seinen düsteren, grauen Bewohnern der lustigste Mensch — Rauhbein hieß.

Es war ein stämmiger und dicker Bursche mit einem roten Gesicht und hoher Stirn, unter der die großen hellen Augen immer lebhaft hervorglänzten. Seine Mütze trug er auf dem Hinterkopfe, die Ohren standen an seinem glattgeschorenen Schädel sehr komisch hervor, die Bänder des Hemdkragens band er nie zu, die Joppe knöpfte er auch nicht zu, und jede Bewegung seiner Muskeln zeugte bei ihm von einer Seele, die nicht zu niedergeschlagenen und erbitterten Stimmungen fähig war.

Er lachte beständig, war beweglich und lärmend und der Abgott des Gefängnisses; stets umringte ihn ein Haufen von grauen Kameraden, er brachte sie zum Lachen, erheiterte sie durch allerhand komische Auftritte und verschönerte das trübe und langweilige Leben mit seiner aufrichtigen Ausgelassenheit . . .

Eine Tages kam er zum Spaziergang mit drei kunstfertig an Schnüren eingespannten Ratten aus der Zelle. Rauhbein lief auf dem Hofe hinter ihnen her und verkündete mit lautem Geschrei, er fahre mit einer Troika; die Ratten, von seinem Geschrei rasend gemacht, stoben nach allen Seiten auseinander, die Arrestanten aber lachten laut wie Kinder beim Anblicke dieses dicken Menschen und seiner Troika.

Er meinte offenbar, daß er ausschließlich zur Belustigung der Menschen da sei, und um diese zu erreichen, hielt er nichts für zu gering. Zuweilen nahm seine Erfindungsgabe grausame Formen an; so zum Beispiel klebte er einmal mit irgend etwas das Haar eines Knaben an die Wand, vor der dieser auf der Erde saß und schlummerte, und dann, als das Haar angetrocknet war, weckte er ihn plötzlich. Der Knabe sprang rasch auf die Füße, faßte sich mit den dünnen und mageren Händen nach dem Kopf und fiel weinend zur Erde. Die Arrestanten lachten und Rauhbein war zufrieden. Später — ich sah dies aus dem Fenster — liebkoste er den Knaben, der einen anständigen Büschel seines Haares an der Wand hatte lassen müssen . . .

Außer Rauhbein gab es noch einen Günstling in dem Gefängnis — ein rothaariges dickes Kätzchen, ein kleines, von allen verhätscheltes, lebhaftes Tier. Wenn die Arrestanten zum Spaziergang hinauskamen, suchten sie es jedesmal irgendwo auf und gaben sich lange mit ihm ab, ließen es von Hand zu Hand wandern, liefen auf dem Hofe hinter ihm her und gestatteten ihm, ihre Hände und Gesichter, die sich bei dem Spiel mit dem Liebling belebten, zu zerkratzen.

Wenn das Kätzchen auf der Szene erschien, lenkte es die Aufmerksamkeit von Rauhbein ab. Mit dieser Bevorzugung konnte er nicht einverstanden sein. Rauhbein hatte nämlich eine Artistenseele und als Artist hatte er eine seinem Talente nicht entsprechende Eigenliebe. Wenn

sein Publikum sich für das Kätzchen begeisterte, blieb er allein, setzte sich irgendwo auf dem Hof in eine Ecke und beobachtete von dort aus die Kameraden, die ihn in diesem Augenblick vergessen hatten. Ich aber beobachtete ihn aus meinem Fenster und fühlte alles das, wovon seine Seele in diesem Moment erfüllt war. Mir schien unvermeidlich, daß Rauhbein bei der ersten besten Gelegenheit das Kätzchen totschlagen würde, und mich dauerte der lustige Arrestant, der so heiß danach trachtete, immer der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein. Von allen Triebfedern des Menschen ist diese die allerverderblichste für ihn, denn nichts tötet die Seele so schnell, wie das Verlangen, den Menschen zu gefallen.

Wenn man im Gefängnis sitzt — erscheint sogar das Leben der Pilze an den Wänden interessant; daher ist die Aufmerksamkeit begreiflich, mit der ich von meinem Fenster aus das kleine Drama da unten, diese Eifersucht des Menschen auf das Kätzchen verfolgte und begreiflich ist die Ungeduld, mit der ich die Lösung erwartete. Sie trat ein und spielte sich folgendermaßen ab:

Einmal, an einem hellen, sonnigen Tage, als die Arrestanten aus den Zellen in den Hof hinausströmten, erblickte Rauhbein in der Ecke des Hofes einen Eimer mit grüner Farbe, der von den Malern, die die Dächer des Gefängnisses strichen, zurückgelassen war. Er trat zu dem Eimer heran, dachte nach, tauchte den Finger in die Farbe und färbte sich den Schnurrbart grün. Dieser grüne Schnurrbart auf seiner roten Fratze erregte allgemeines Lachen. Ein Jüngling wollte die Idee Rauhbeins benutzen und war gerade auch dabei, seine Oberlippe zu bemalen, aber Rauhbein tauchte die Hand in den Eimer und beschmierte ihm flink das ganze Gesicht. Der Jüngling schnaubte und schüttelte den Kopf, Rauhbein tanzte dabei um ihn herum, das Publikum aber lachte in einem fort und ermunterte seinen Spaßmacher durch billigende Zurufe.

Gerade in diesem Augenblicke erschien auf dem Schauplatz das rote Kätzchen. Es schritt gemächlich über den Hof, hob zierlich die Pfötchen, drehte den erhobenen Schwanz und fürchtete offenbar nicht im geringsten, unter die Füße der Menge zu geraten, die wie besessen um Rauhbein herumtanzte und den von ihm bemalten Jüngling, der die klebrige Mischung von Oel und Grünspan auf seinem Gesicht krampfhaft mit den Handflächen zerrieb.

„Brüder!“ rief jemand. „Miez ist da!“

„Ach, der Schelm — Miez!“

„Rothaariger! Kisanjka!“

Man ergriff das Kätzchen und es wanderte, von allen geliebkost, von Hand zu Hand.

„Sieh mal, hat sich vollgefressen! Wie dick der Bauch ist!“

„Wie schnell es doch wächst!“

„Es kratzt, so ein Teufelchen!“

„Laß es! Laß es selbst springen . . .“

„Nun, ich biete ihm den Rücken. Spring, Miez.“

Um Rauhbein war es leer. Er stand allein, rieb mit den Fingern die Farbe vom Schnurrbart ab und schaute auf das Kätzchen, das auf den Schultern und Rücken der Arrestanten herumsprang. Wenn das Kätzchen den Wunsch zeigte, auf der Schulter oder dem Rücken dieses oder jenes zu sitzen, so bewegte sich dieser oder jener, schüttelte es ab, und es sprang von der einen Schulter auf die des Nachbars. Dies machte allen großen Spaß und Lachen erklang ununterbrochen.

„Brüder! Färben wir den Kater!“ ertönte Rauhbeins Stimme. Sie klang so, als ob Rauhbein mit dem Anerbieten von diesem Spaße zugleich auch bäte, mit ihm einverstanden zu sein . . .

Der Haufen der Arrestanten lärmte.

„Ja, er wird doch davon krepieren!“ meinte jemand.

„Von der Farbe? Schlaumeier!“

„Los, Rauhbein! Bemale ihn geschwind!“

Ein breitschulteriger Bursche mit einem feuerroten Bart rief begeistert aus:

„Zum Satan, was hat er da wieder ausgeheckt!“

Rauhbein hielt das Kätzchen schon in den Händen und ging mit ihm zu dem Eimer mit der Farbe.

„Guckt, ihr Leutchen, guckt da—her . . .“ sang Rauhbein:

„Rote Katze ist nicht mehr,
Sie erscheint in grünem Glanz;
Dazu tanzen wir 'nen Tanz!“

Es ertönte ein dröhnendes Gelächter, die Arrestanten hielten sich die Seiten und gingen auseinander — ich sah, wie Rauhbein das Kätzchen am Schwanze hielt, es in den Eimer tauchte und tanzend dabei sang:

„Hör auf zu miauen du,
Laß den Taufvater in Ruh!“

Das Gelächter vergrößerte sich. Jemand quiekte mit hoher Stimme:

„Oh—oh—oh! Du Judas mit dem schiefen Bauche!“

„Ach Himmel!“ stöhnte ein anderer.

Sie verschluckten sich vor Lachen und gerieten außer Atem; das Lachen krümmte den Körper dieser Menschen, bog ihn, erschütterte und dröhnte in der Luft, mächtig, sorglos; es schwoll immer mehr an und ging fast in Krämpfe über. Aus den Fenstern der Frauenabteilung blickten lächelnde Gesichter in weißen Kopftüchern auf den Hof. Der Aufseher hatte, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, seinen dicken Bauch herausgestreckt, die Hände darunter gefaltet und ließ Salven eines dicken, tiefen, ihn würgenden Lachens ertönen.

Das Gelächter hatte die Leute von dem Eimer weg nach allen Richtungen zerstreut. Rauhbein machte mit den Beinen die wunderlichsten Kunststücke, fing an zu tanzen und sang dabei:

„Ei, so lebt man alleweil,
Graue Katze lebte froh,

Jetzt ihr Sohn, der Kater rot,
Lebt in dulci jubilo!"

„Ge—nug, hol dich der Teufel!" rief stöhnend der Mann mit dem feuerroten Barte.

Aber Rauhbein war aufgeräumt. Rings um ihn her rollte das wahnsinnige Gelächter der grauen Menschen, und Rauhbein war sich bewußt, daß gerade er es sei, der alle so zum Lachen gebracht habe. In jeder seiner Gesten, in jeder Grimasse seines beweglichen Narrengesichtes schimmerte dieses Bewußtsein deutlich durch und sein ganzer Körper zuckte von dem Genusse des Triumphes. Er hielt das Kätzchen schon am Kopfe, strich den Überschuß von Farbe von seinem Felle ab und wurde in der Ekstase des Artisten, der sich seines Sieges über die Menge bewußt ist, nicht müde, zu tanzen und zu improvisieren:

„Liebe Brüder, nur gemach,
Sehet im Kalender nach,
Wie benamsen sollen wir
Diesen roten Kater hier?"

Alles ringsum, die von einer wahnsinnigen Lustigkeit ergriffene Menge der Arrestanten lachte; es lachte die Sonne in den Scheiben der eisenvergitterten Fenster, es lächelte der blaue Himmel über dem Hofe des Gefängnisses und sogar seine alten schmutzigen Wände schienen sich zu einem Lächeln zu verziehen, wie Wesen, die die Lustigkeit in sich unterdrücken müssen, wie sehr sie auch in ihnen toben möchte. Hinter den Fenstergittern der Frauenabteilung hervor schauten die Gesichter der Frauen auf den Hof; sie lachten auch, und ihre Zähne glänzten in der Sonne. Alles ringsum war wie verwandelt, hatte den langweiligen grauen Ton, der Trauer und Niedergeschlagenheit erzeugt, von sich abgeworfen und lebte auf, durchtränkt von diesem reinigenden Lachen, das gleich der Sonne sogar den Schmutz veranlaßt, weniger aufdringlich zu erscheinen.

Nachdem er das grüne Kätzchen auf das Gras hin=

gelegt hatte, welches das Pflaster des Gefängnishofes gleich kleinen Inseln bunt durchwucherte, führte Rauhbein, der erregt, außer Atem und mit Schweiß bedeckt war, noch immer seinen wilden Tanz aus.

Aber das Lachen erlosch schon. Es war des Guten viel zu viel gewesen, und es hatte die Menschen ermüdet. Jemand schrie noch ab und zu hysterisch auf, einige fuhren fort laut zu lachen, aber schon mit Unterbrechungen . . . Schließlich gab es Augenblicke, in denen alle schwiegen, mit Ausnahme Rauhbeins, der zum Tanze sang, und des Kätzchens, das leise und kläglich miaute, indem es auf dem Grase herumkroch. Das Kätzchen unterschied sich in der Farbe fast gar nicht vom Grase und — wahrscheinlich hatte die Farbe es geblendet, seine Bewegungen beengt — mit einem großen Kopfe, schlüpfrig, kroch es sinnlos auf den zitternden Pfötchen herum, blieb stehen, als ob es an dem Grase anklebte, und miaute in einem fort.

„Aufgepaßt, o Christenvolk,
Grüner Kater sucht 'nen Platz,
Alldieweil kein Plätzchen kann
Finden sich die rote Katz!"

erläuterte Rauhbein die Bewegungen des Kätzchens.

„Sieh mal, wie fein der Hund!" sagte der rothaarige Bursche. Das Publikum sah seinen Künstler mit übersättigten Augen an.

„Es miaut!" sagte der Jüngling, deutete mit dem Kopfe auf das Kätzchen und sah die Kameraden an. Sie beobachteten das Kätzchen und schwiegen.

„Was, wird es fürs ganze Leben grün bleiben?" fragte der Jüngling.

„Ja, wie lange hat es noch zu leben?" sprach ein grauer, hochgewachsener Arrestant und hockte sich neben das Miezchen hin. „Sieh da, es wird an der Sonne austrocknen, das Fell wird bei ihm zusammenkleben, und es wird krepieren . . ."

Das Kätzchen miaute herzzerreißend und erzeugte in der Stimmung der Arrestanten eine Reaktion.

„Wird es krepieren?“ fragte der Jüngling. „Aber wenn man es abwäscht?“

Niemand antwortete ihm. Das kleine grüne Knäuel wand sich vor den Füßen dieser rauhen Menschen und erregte in seiner Hilfslosigkeit ihr Mitleid.

„Uff! bin ich müde!“ rief Rauhbein aus und warf sich dabei auf die Erde. Man achtete nicht auf ihn.

Der Jüngling rückte näher zu dem Kätzchen und nahm es in die Hand, legte es aber gleich auf das Gras zurück und erklärte:

„Es ist ganz heiß . . .“

Dann schaute er die Kameraden an und sagte traurig:

„Da hatten wir das Miezchen! Und das Miezchen wird nicht mehr da sein! Weshalb habt ihr das Tier getötet? Auch . . .“

„Nun, ich denke, es wird schon wieder zurechtkommen“, sagte der Rothaarige. Das grüne, abscheuliche Wesen kroch fortwährend auf dem Grase herum, zwanzig Paar Augen beobachteten es, und schon war auf keinem Gesicht mehr auch nur ein Schatten von Lachen. Alle waren finster, alle schwiegen, und alle wurden ebenso mitleidswert, wie dieses Kätzchen, als ob es ihnen sein Leid mitgeteilt hätte und sie seinen Schmerz fühlten.

„Es wird genesen!“ lächelte der Jüngling und erhob die Stimme. „Auch . . . War Miezchen . . . alle liebten es . . . Wozu quält ihr's? Sollte man es nicht besser töten?“

„Ja, wer ist schuld?“ rief der rothaarige Arrestant erbost. „Da ist er, der Teufelsspaßmacher!“

„Nun“, sagte Rauhbein versöhnend, „ich meine, alle zusammen haben dafürgestimmt!“

Und er krümmte sich wie vor Kälte.

„Alle zusammen!“ spottete ihm der Jüngling nach. „Sieh mal, du bist allein schuld . . . . ja!“

„Du, brülle nicht, du Kalb", riet ihm Rauhbein friedfertig.

Der graue, alte Mann nahm das Kätzchen in die Hände, besah es genau und riet:

„Wenn man es in Petroleum baden würde, würde die Farbe abgehen!"

„Meiner Ansicht nach nimmt man es am Schwanz und wirft es über den Zaun", sagte Rauhbein und fügte lächelnd hinzu: „Die einfachste Sache!"

„Wa—s?" brüllte der Rothaarige auf . . . „Wenn ich nun mit dir selbst so verführe? Willst du?"

„Teufel!" schrie der Jüngling auf, riß das Kätzchen aus den Händen des Alten und stürzte fort. Der Alte und noch einige Männer gingen ihm nach.

Dann blieb Rauhbein allein in einem Kreise von Menschen, die ihn mit wütenden und finsteren Augen ansahen. Sie schienen irgend etwas von ihm zu erwarten.

„Ja, ich war's doch nicht allein, Brüder!" sagte Rauhbein kläglich.

„Schweig!" schrie der Rothaarige und sah sich im Hofe um, „nicht allein! Ja, wer denn sonst?"

„Ja, alle doch! rief der Spaßmacher laut aus.

„Uh, du Hund!"

Der Rothaarige versetzte ihm mit der Faust eins in die Zähne. Der Artist schnellte zurück, aber dort erwartete ihn ein Genickstoß.

„Brüder . . ." bat er traurig. Aber seine Brüder sahen, daß die zwei Aufseher weit weg waren, umringten ihren Günstling in einem dichten Haufen und schlugen ihn mit einigen Hieben zu Boden. Von weitem konnte man ihren engen Kreis für eine Gesellschaft, die eine lebhafte Unterhaltung führt, ansehen. Von ihnen umringt und verdeckt, lag Rauhbein vor ihren Füßen. Es erklangen ab und zu dumpfe Töne — man bearbeitete Rauhbeins Rippen mit Fußtritten, ohne Überstürzung, ohne hastige Wut, wartete ab, wenn der sich gleich einer

Ringelnatter windende Mensch dem Fußtritt eine besonders geeignete Stelle darbot.

Das dauerte etwa drei Minuten. Plötzlich ertönte die Stimme des Aufsehers:

„Heda, ihr Teufel! Haltet Maß!“

Die Arrestanten hörten aber nicht sogleich mit der Quälerei auf. Einer nach dem andern gingen sie von Rauhbein fort, und jeder verabschiedete sich beim Fortgehen mit einem Fußtritt bei ihm.

Als sie dann auseinander gingen, blieb er auf der Erde liegen. Er lag mit der Brust nach unten, seine Schultern zitterten — wahrscheinlich weinte er — er hustete in einem fort und spie aus. Dann fing er langsam an, als ob er fürchtete, auseinanderzugehen, sich von der Erde zu erheben, er stützte sich mit der linken Hand auf den Boden, darauf beugte er einen Fuß, heulte auf, wie ein kranker Hund, und setzte sich auf die Erde hin. . . .

„Verstell dich nur!“ rief ihm drohend der Rothaarige zu. Rauhbein machte eine schnelle Bewegung auf der Erde und stand rasch auf. Dann ging er wankend zu einer der Gefängniswände hin. Die eine Hand hatte er an die Brust gepreßt, die andere streckte er nach vorne. Sieh, da, er stützte sich mit ihr an die Wand, blieb stehen und beugte seinen Kopf zur Erde. Er hustete . . . Ich sah, wie dunkle Tropfen auf die Erde niederfielen; man konnte deutlich sehen, wie sie auf dem grauen Hintergrunde der Gefängniswand flimmerten.

Und, um das staatliche Gebäude nicht mit seinem Blute zu beschmutzen, gab sich Rauhbein alle Mühe, es so auf die Erde fließen zu lassen, daß kein Tropfen von ihm die Wand traf.

Man lachte über ihn . . .

Das Kätzchen war seit der Zeit verschwunden. Und Rauhbein teilte mit niemand mehr die Aufmerksamkeit der Gefängnisbewohner.

Unter einem Rebenzweig.

Von Robert Michel.

Der Rebenzweig gehörte zu einem sehr alten Stock und hing von einem Spalier herunter, das den unteren Teil einer starken Schloßmauer bedeckte. Er war lang, ohne Seitenzweige und trug noch keine Frucht, denn er war erst vom selben Jahr. Aber da waren ringsherum auch ältere Zweige, die ebenfalls keine Trauben hatten; der Stock war seit Jahren nicht gepflegt, und es war überdies in einem schlechten Weinjahr. Indessen hing trotz allem unter dem jungen Rebenzweig eine reife Traube. Vielleicht wäre auch höher oben in dem sehr dichten Laube noch hin und wieder eine zu finden gewesen; vielleicht aber war diese die einzige Traube des ganzen Stockes. Ein Umstand zeugte davon, daß der Rebenstock äußerst spärlich Früchte haben mußte; die Traube war, trotzdem sie der junge Zweig fast völlig verdeckte, an den meisten Beeren von Insekten angefressen, obgleich sie eben erst reif geworden war. Die Insekten hatten also wohl keine reiche Auswahl.

Der junge Zweig schmiegte sich so innig an die Traube, daß es den Anschein hatte, als wäre es seine eigene Frucht. Nur bei Wind, wenn ihn ein starker Luftzug nach einer Seite wiegte und die Traube für Augenblicke aufgedeckt war, hätte man deutlich erkannt, daß sie zu einem ganz anderen, älteren Zweige gehörte.

An jenem Tage jedoch, als das Schicksal der Traube endgültig entschieden wurde, war es vollkommen windstill. Vom frühesten Morgen an war ununterbrochen ein feiner

Herbstnebel herabgerieselt und hatte die Traube und alle Blätter und Zweige ringsum ganz naß gemacht. Am meisten verfing sich der fallende Nebel in den Spinngeweben, die als leichte Körbchen zwischen den Zweigen und Blättern hingen. Die einzelnen Fäden glichen Schnüren mit kleinsten Glasperlen; und wo ein Faden mit den anderen verknüpft war, bildete sich ein etwas größerer Tropfen wie ein notwendiger Knoten. Wenn irgendwo ein Spinnfaden steil hing, flossen manchmal zwei der Wasserpünktchen zusammen und begannen zu gleiten, so daß bald ein rasch wachsender Tropfen an dem Spinnweb hinabschoß. Dabei glänzten solche Tropfen auf wie fliegende Funken, denn draußen war der Nebel schon blendend hell von der unsichtbaren Sonne.

Kaum daß der Nebel geschwunden war und die Sonne voll zu scheinen begann, kam zu der Weintraube der erste Besuch. Es war eine Spinne, die unversehens neben der Traube an einem frischen Spinnfaden in der Luft schwebte. Sie blieb eine Weile unentschieden so hängen, dann haspelte sie sich rasch wieder empor und ging daran, ein Spinnweb zu untersuchen, das noch vom Tau ganz feucht war, konnte sich aber nicht entschließen, in das nasse Netz zu kriechen. Auf einem Umweg kam sie wieder zu den zerfressenen Beeren am unteren Ende der Traube, verschwand abermals und kam wieder und schon war die Traube mit einem dünnsten Silberfaden an das Spalier festgebunden. Zu einer weiteren Ausgestaltung kam es aber nicht; die Spinne mochte vor etwas erschrocken sein, denn sie zog plötzlich alle Glieder ein, wurde eine kleine leblose Kugel und ließ sich aufs Geratewohl hinunterfallen, ohne auch nur zu versuchen, diesen Fall durch das Losspinnen eines neuen Fadens zu sänftigen.

Sie war offenbar von der großen schwarzen Fliege so erschrocken, die gerade angekommen war. Die Spinne hatte vielleicht unwillkürlich die Flucht ergriffen bei dem

Auftauchen dieses gewaltigen Insektes, das einigemal größer war als sie selbst; dies wäre möglich gewesen, denn die Ankunft der Fliege war noch dazu sehr heftig und von einem überraschenden Gesumme begleitet. Doch wäre das Verhalten der Spinne auch anders erklärlich: sie konnte beim Anblick dieses überaus großen Exemplars ihrer beliebtesten Jagdbeute von einer so mächtigen Freude befallen worden sein, daß die Wirkung der Freude einem Schrecken gleichkam. Nur spräche gegen diese Annahme immerhin die Tatsache, daß an diesem Tage die Spinne nicht mehr in die Nähe der Traube kam.

Wie dienstbeflissene Trabanten waren um die große Fliege sofort drei kleine Fliegen da. Alle drangen in die ausgehöhlten Schalen der unteren Beeren ein und suchten da die Reste ihrer Süßigkeit. Wenn die große Fliege eine Beere aufgab, um eine andere aufzusuchen, tat sie es fast nie kriechend, sondern auf Umwegen durch die Luft und mit viel Lärm. Ihr zeitweiliges plötzliches Aufsummen und Stillwerden lockte alsbald andere Insekten herbei, die wohl begriffen, daß es da etwas zu finden gab.

Neben einigen großen und kleinen Fliegen wurden noch Wespen die eifrigsten Besucher. Ja, manchmal glich der untere Teil der Traube, dessen Beeren fast alle angefressen waren, einem kleinen Wespennest. Die gelb und schwarz gestreiften Hinterleiber der Wespen sahen aus den ausgehöhlten Schalen der Beeren hervor wie aus dichten Waben.

Der bemerkenswerteste Insektenbesuch kam um die Mittagszeit. Da ging ein Summen längs des Spaliers, das tiefer klang als das Brummen der größten Fliegen und doch voll Wohllaut war. Es war von einer Hornisse; auch sie fand die Traube. Zwei Wespen und einige Fliegen wichen bei ihrer Ankunft erschreckt zur Seite, nur zwei andere Wespen, die gerade ganz tief in den Schalen staken, hatten das gewaltige Tier offenbar nicht bemerkt

und unterbrachen nicht ihr süßes Mahl. Die Hornisse steckte den Kopf in eine ausgehöhlte Beere, kostete und kroch dann eilig im Zickzack mit Nachhilfe der behenden Flügel auf der ganzen Traube umher, alle Beeren hastig untersuchend. Bei einer kleinen Beere in der Nähe des Stengels hielt sie an, zwickte sie mit ihren starken Kiefern ab und unter klangvollem Gesumme machte sie sich mit der Beute davon.

Kaum hatten sich die Wespen und die Fliegen von dem beängstigenden Erscheinen der Hornisse erholt, überfielen sie mit erneuter Gier die süßen Beeren. Aus dem Dickicht der kurzen Beerenstengel hervor kam nun eine sehr kleine hellrote Spinne gekrochen. Sie spann keinen Faden, schien aber auch nicht um die Süße in den Beeren zu stehen. Bei einer Beere, die nur ein wenig von einer Wespe angenagt war, hielt sie inne; dann kroch sie behutsam in diesen kleinen Krater hinein, zog die Glieder an sich, und hielt sich vollkommen ruhig. Es war nicht zu erkennen, ob sie an dem Süßen sog oder ob sie schlief. Sie blieb weiter da, die Wunde der Beere mit ihrem samtenen roten Kügelchen ausfüllend.

Durch den Duft der offenen Beeren wurde auch eine Biene herbeigelockt. Sie kroch in einige der ausgefressenen Schalen hinein wie in Blumenkelche, bis sie ihren Irrtum erkannte und davonflog.

In den Nachmittagsstunden spielte sich unter dem Rebenzweig eine recht ungewöhnliche Begebenheit ab. Es kam eine sonderbare große Fliege auf die Traube. Sie war lichtgrau und hatte einen sehr langen schlanken Körper. Ihre Flügel waren nicht durchsichtig wie bei den meisten Fliegen, sondern mit grauem Staub gefärbt, wie Schmetterlingsflügel sind, und sie waren lang und an den Enden sehr breit. Dieses Tier hatte sozusagen ebensovieles von einer Fliege als von einem Schmetterling. Es kroch in großer Erregung über die Beeren hin und sah aus wie ein spitziger lebendiger Keil, der sich selbst

in irgendeine der Beeren eintreiben wollte. Indessen hatte diese Fliege weder einen Stachel, noch kenntliche Freßwerkzeuge; und tatsächlich ließ sie die Beeren unberührt. Als sie schon an den letzten Beeren oben beim Hauptstengel angelangt war, geschah etwas Merkwürdiges; sie verlor auf die Schale einer Beere ein winziges, flaches, gelbes Ei. Das steigerte ersichtlich ihre Aufregung, denn sie hastete plötzlich noch mehr; und auf dem Wege über den Stengel verlor sie abermals in unordentlicher Folge einige Eier. Es war eine peinliche Angelegenheit. Sicherlich hatte dieses Insekt den Baum, den Strauch oder überhaupt die Pflanzenart, die einzig als Stätte seiner Fortpflanzung tauglich gewesen wäre, aus irgendwelchen Gründen verfehlt; und mit dem Abenddämmern nahte vielleicht schon seine Todesstunde, so streute es in der Not die Frucht seines Lebens ins Ungewisse. Die Pflanze, um deren Stengel vielleicht die Eier in ringelförmiger Anordnung regelmäßig gesetzt gehörten oder deren rauhe Rinde sie in ihre schützenden Spalten aufnehmen sollte, hatte das Tier trotz aller Instinkte offenbar nicht gefunden. Freilich könnte man es auch so auslegen, daß es sich um einen jener unzähligen Versuche gehandelt hat, die von der nie rastenden und nie fertigen Natur in verschwenderischer Weise angestellt werden; die Larve dieses Insektes sollte einmal versuchsweise auf einer Rebe zur Welt kommen, vielleicht konnte sich daraus eine überraschende Veränderung oder im Laufe der Zeit sogar die Entstehung einer Zweigrasse dieses Insektes ergeben. Wiewohl mit größerer Bestimmtheit vorauszusehen war, daß diese Eier oder später die Larven der sicheren Vernichtung preisgegeben waren. So oder so, es war eine peinliche Angelegenheit.

Bald darauf kam das Furchtbare. Durch die Luft nahte ohne jeglichen Lärm ein völlig neues Tier. Es hatte wie auch die Insekten bewegliche Glieder. Aber diese Glieder waren außerordentlich stark und fleischig

und nicht eines war einem anderen ganz gleich. Es waren ihrer fünf, und an den Enden hatten sie nicht spitzige Haken, wie die meisten Insekten sie haben, sondern breite scharfe Krallen. Der Körper dieses Tieres war flach und breit und ebenso fleischig wie die Glieder. Alle Fliegen und Wespen wichen vor dieser neuen Erscheinung nicht nur auf die Seite wie vor der Hornisse, sondern sie flüchteten auch noch weiter, so rasch sie die Flügel trugen. Warum fürchteten sich alle Insekten? Das neue Tier hatte doch weder einen Kopf mit Augen und Freßwerkzeugen, noch war außer den Krallen an dem ganzen Körper irgendeine Waffe zu ersehen. Freilich hatte der Körper noch eine Fortsetzung; die aber war verdeckt von einem Überzug, der übereinandergelegten dichten Spinnweben glich. Die erste Berührung der Traube war nun so mild und beinahe zärtlich, daß für sie von diesem Besuche kaum eine Gefahr zu fürchten war. Bei dem zärtlichen Betasten hatten indessen die zwei stärksten Glieder alsbald den Stengel gefunden und mit einer kraftvollen Bewegung zwickten ihn die scharfen Krallen durch. Gleich darauf wurde die Traube vom Spalier weg in die freie Luft hinausgehoben. Dort hatte schon ein zweites gleiches Tier gelauert, das alsbald mit seinen Gliedern die erste Beere von der Traube riß. Und da war noch ein drittes Tier: dieses hatte einen großen Kopf mit Augen, vielmehr das ganze Tier war nur Kopf. Im unteren Teile klaffte ihm eine schmale rotgeränderte Spalte, aus der in jedem Augenblick ein großer Stachel oder irgendein fürchterliches Freßwerkzeug zu gewärtigen war. Die Spalte öffnete sich ein wenig und schon war in ihr die erste Beere verschwunden.

Es gab keinen Zweifel mehr: die Traube war einem Menschen zum Opfer gefallen.

Das Mädchen am Pier.

Von **Arthur Holitscher.**

Der Sturm hatte die Landung des „Benjamin Franklin“ im Hafen verhindert, und so hatte auch unsere Ausreise einen Aufschub erlitten. Jetzt, eine Stunde vor der ursprünglich festgesetzten Zeit, war die aus Europa mitgebrachte Ladung noch nicht gelöscht.

Man hatte in alle Hotels der Stadt telephoniert, und in den Morgenblättern stand die Nachricht: der „Benjamin Franklin“ werde erst in den spätern Stunden des Nachmittags die Ausreise antreten — aber ich hatte meine Wohnung schon aufgegeben, mein Gepäck vorausgeschickt und war, gleich nachdem das schöne Mittagsglockenspiel der alten Grace-Church am untern Broadway verklungen war, nach Hoboken hinübergefahren und an Bord gegangen, um mich schnell in meiner Kabine einzurichten.

Es waren schon einige Leute auf dem Schiff; Leute wie ich, Leute ohne Anhang, die niemand und nichts mehr an die Stadt fesselte; Leute, die es kaum erwarten konnten, ihren Aufenthaltsort zu verändern.

Wir saßen in den innern Korridoren, vor der großen offenen Loge des Oberstewards beisammen und sahen hinter Zigarrenrauch und Pfeifendunst einander an. Etliche hatten sich in ihren Kabinen bereits umgekleidet und gingen nun in bequemen Anzügen und mit niederen Schuhen aus und ein, aufs Deck und in die Korridore zurück. Jeden Augenblick kamen Postboten aus der Stadt. Einige unter uns schossen an die Loge heran, so oft sich

ein Bote sehen ließ, erhielten wohl auch Briefe und Telegramme. Ich erhielt weder Brief noch Telegramm.

Es war ein herrlich klarer, von Kraftströmen durchwehter Wintertag. Der gestrige Schneesturm hatte all den Dunst und Nebel, der über der Stadt gelegen war, weggerissen und unbekannt wohin fortgeweht, in der Luft war nur jene beseelte Frische übriggeblieben, die wonnig auf der Haut sticht und mitten im Winter schon viel mehr vom Sonnenschein als von Frost an sich hat. Dies ist die richtige Reiseluft. Sie verheißt die Jahreszeit, der man entgegenreist. In ihr ist die Verheißung eines Zieles. Sie entspricht irgendeinem verwandten Drang in unsrem Blute, das uns durch die Länder jagt. Darum ertrugen wir sie auch so gut, ohne Pelze und Paletots zu benötigen. Die Wartenden, die Seßhaften, die Einheimischen auf dem Pier hingegen hüpften frierend von einem Fuß auf den andern, bliesen hinter ihren aufgeschlagenen Fellkragen Wolken von warmem Atem in ihre Nasen und über ihre Gesichter hinauf — nur zuweilen sah man von dort einen Blick über die Barriere des offenen zugigen Gepäcksaales zu uns auf dem Schiffe herüberschweifen, denen ein Handschuh an der Hand so viel Wärme spendete, wie ihnen ihre drei Pelz- und Tuchhülsen über den ganzen Leib, von den Sohlen bis ans Kinn.

Mit freundlichen Blicken, von keinem Schatten, keiner Sorge bedrückt, betrachtete ich die Leute um mich und die dort drüben in der offenen Halle des Piers. Unter ihnen mochten sich welche befinden, die sich plötzlich aus einer Gruppe, einem Gespräch, aus einer Umarmung loslösen und zu uns herüber begeben würden, Fahrtgenossen, Schicksalsgenossen. Gab's welche unter denen dort drüben, die zu meiner Familie gehörten, so traute ich es meinen Augen schon zu, daß sie sie erkennen würden. Noch hatte die Stadt den Strom der Mitfahrenden nicht über die Halle des Piers ausgeschüttet; das sollte erst in den

Nachmittagsstunden geschehen. Es konnte keine gesteigerte Erregung an denen dort drüben wahrgenommen werden, nicht an denen, auf die es mir ankam; man stand mit dem Rücken gegen die Landungsbrücke in der Halle gekehrt und im Rahmen der Barriere und vertrieb sich die Zeit nach Können.

Um so fremdartiger mußte mir darum ein junges Mädchen erscheinen, das, seit ich auf dem Schiff war und beobachtend mich über die Reling des Promenadendecks beugte, bewegungslos an die Barriere der Halle drüben auf dem Pier angepreßt gestanden hatte. Sie war leicht, keineswegs der Jahreszeit entsprechend gekleidet. In ein etwas zu farbiges Kleid, an dem Bändchen, Mäschchen, Flitter und Spitzen in Fülle zu sehen waren. Sie zeigte den Typus der Italienerinnen, aber in der Verwandlung, die der längere Aufenthalt in Amerika bei den Rassen der Eingewanderten bewirkt. Wie sie ihr Haar trug, unter dem dunklen Hut, in einer blauschwarzen Welle quer über die Stirn niedergestrichen, das war reizvoll. Ihre Augen schienen unter der mattgelben Stirne, von der nur ein Dreieck zu sehen war, in eigenem Feuer zu leben. Die Blässe des Gesichts stimmte nicht zu dem glücklichen Ausdruck, der aus den Augen sprach. Die Augen lachten nicht, sondern glühten, auch dies widersprach dem Ausdruck des Gesichtes und beunruhigte. Ihre Hände waren bloß, ohne Handschuhe, mit einigen zierlichen Ringen auf dem Ringfinger der linken Hand geschmückt. Diese Hände waren schön und klein geformt, man konnte es ihnen nicht ansehen, daß sie in der Kälte froren. Die Barriere war hoch, und obzwar das junge Mädchen schlank und von guter Figur war, ließ die Barriere von ihr eben nur den schönen Kopf und die Hände sehen — diese Hände, die sich an die Barriere klammerten, zuweilen über dem aufgestützten Ellbogen die Haare glattstrichen, mit einer verträumten Geste, die bezaubern mußte, fesseln und verwirren mußte. Aber so

dicht ich mich auch an die Reling hinstellte — unser Schiff lag knapp an den Pier geschmiegt, zwischen meinem Standort und der Barriere drüben waren nicht mehr als vier bis fünf Schritte Raum — es gelang mir nicht, von dem Mädchen bemerkt zu werden; ihr Gesicht war aufwärts zum Sonnendeck gewandt; keine Sekunde lang wollten sich ihre Blicke zu meinem Standort auf dem Promenadendeck unweit der Kajütentür herabsenken. Unverwandt waren ihre Blicke nach oben gerichtet, auf eine vergessene, schwärmerische, ausdrucksvolle Weise, die auch ein minder schönes Gesicht ganz gewiß verklärt und idealisiert hätte.

Eine ganze Weile standen wir uns so gegenüber, sah ich zu ihr hinüber, sie aber an mir vorbei, aufwärts. Dann verließ ich meinen Platz an der Reling. Ich ging in meine Kabine hinunter, holte ein Buch und ging damit ins Lesezimmer, wo ich die ersten Seiten aufschnitt. Nach etwa zehn Minuten war ich wieder bei der Reling: da stand sie noch drüben, wie ich sie verlassen hatte. Jetzt war eine Bewegung in die Züge gekommen, die ich früher nicht an ihnen beobachtet hatte. Die Augen sprachen, die Lippen regten sich, wie um stumme Worte zu formen, die Hände krampften sich um das Holz, ließen es los, beschrieben heftige, kleine, südliche Gesten. Sie stand da und verständigte sich offenbar mit jemand, der oben auf Sonnendeck Zeichen mit ihr tauschte. Ich sah es deutlich, wie ihre Lippen immer wieder ein und dasselbe Wort formten. Noch konnte ich's nicht lesen, nicht erraten, in welcher Sprache es gesprochen war; wenn ich auch seinen Sinn erriet, konnte ich doch nicht mit Sicherheit behaupten, daß dieses Wort ein Wort der Liebe war.

Ich ertappte mich dabei, daß ich eine ganze Weile schon versonnen an der Reling gelehnt und zu ihr hinübergestarrt hatte. Ich bemerkte es daran, daß mich fror. Und immer, während ich da stand und sie ansah,

war ihr Blick hinauf, zu dem andern oben auf Sonnendeck gerichtet. Ich wunderte mich, was für ein Mensch das sein mochte, der so standhaft diese Zeichensprache mit dem Mädchen führte.

Dabei merkte ich, wie ihr Antlitz sich verwandelte. Es geschah nicht plötzlich, sondern in leiser, unmerklicher Wandlung. Aus der Hingabe, der Trauer wurde in einer zaghaft zögernden Verschiebung aller Linien des Gesichtes ein sprechender Ausdruck von Zorn und Haß. Und auch dies erwiderte jener dort oben. Denn es war nicht zu erkennen, daß irgendwelche mildern Gefühle von dort her die Verzerrung ihres eigenen Gesichtes gelockert hätten.

Es kam mir vor, als habe sich aus den Blicken der beiden Menschen, aus den kurzen bedeutungsvollen Gebärden dieses sichtbaren und jenes unsichtbaren Menschen, eine stark verflochtene Kette von primitiver Leidenschaft gebildet. Wütend und hart zog und zerrte jedes diese Kette vom andern zu sich herüber. Bald schien das Mädchen sie an sich gerissen zu haben. Dann nahm ich wahr, wie ein Lächeln des Triumphes, wie von befriedigter Begierde, über ihre Züge huschte. Bald war sie es, deren Kraft nachließ. Dann schienen ihre Züge, die eben noch fest und herrisch gewesen, in Selbstaufgabe, verlorenem Unterliegen aufgelöst, wie von unsichtbaren Tränen flüssig geworden.

Für mich, der ich isoliert, abseits, von keinem der beiden bemerkt, ungebeten und des Zusammenhanges bar, auf meinem Schiffe stand, gab es keine Hoffnung, den starken Strom zu durchdringen. Resignierend mußte ich mich zum Zuschauer eines Schauspiels hergeben. Es war ja auch nicht das Mädchen, auch nicht jener Fremde, dem mein Gefühl entgegenzog. Es war der Strom zwischen den beiden, eben dieser fest geflochtene Zusammenhang eines Menschen mit einem andern, der mich inwendig gepackt hatte; der mir die abgrundtiefe Unbe-

friedigung meiner Seele, die die Seele eines Weltfahrers, des Liebhabers eines vagen Planeten war, enthüllte.

Jetzt begannen mehr und mehr Leute aufs Schiff heraufzukommen. Ich ging an der Loge des Stewards vorbei, der eine umfangreiche, eben angekommene Post in die Brieffächer verteilte. Fast in jedem Brieffach steckten Briefe, Telegramme. Ich sah erregt zu, wartete, bis das Päckchen ganz verteilt war. Aber in meinem Fach war auch diesmal nichts, kein Brief und keine Depesche. Darauf begab ich mich wieder ins Lesezimmer zurück, um in meinem Buch ein paar Seiten aufzuschneiden, ein paar Sätze zu lesen: einen Briefbogen erst mit Worten, dann mit Zeichen, Konturen einer Landkarte zu bekritzeln. Nahm den Katalog der Schiffsbibliothek zur Hand, legte ihn weg, griff nach der Liste der Mitreisenden. Als ich auf meinem Spaziergang dann wieder an der nach dem Pier stehenden Seite des Promenadendecks vorüberkam, sah ich das Mädchen immer noch drüben hinter der Barriere stehen und mit dem dort oben auf Sonnendeck durch Zeichen korrespondieren.

Ich mußte wirklich sagen, daß diese Beharrlichkeit mir ein bißchen lächerlich, ganz gewiß töricht und abgeschmackt vorkam. Wenn man sich so viel zu sagen hat, so mannigfaltige Empfindungen in sich aufsteigen fühlt, der Reihe nach, und sie doch gerne loswerden möchte, warum kommt man nicht auf dem Schiff zusammen oder drüben auf dem Pier, oder in Dreiteufelsnamen irgendwo an einem dritten Orte, meinetwegen in einem Hotel oder Kaffeehaus oder in einem Trambahnwagen oder in der Untergrundbahn, statt hier stundenlang in der eisigen Kälte vor aller Welt eine Komödie aufzuführen? Aber das waren ja Liebesleute, nicht wahr? Unzurechnungsfähiges Volk, das sich und den andern etwas zu verheimlichen hatte, seine guten Gründe für die Wahl der Zeit und des Ortes haben mochte, Leute, die sich auf dem Land getroffen hatten und sich jetzt nicht beisammenzeigen

mochten. Vielleicht war der unsichtbare Geliebte dort oben der Marconi-Telegraphist oder ein Schiffssteward, oder ein Matrose, der nicht von seinem Posten abtreten konnte oder durfte, nun, weiß Gott, es war ja auch gleichgültig, ich hatte an Wichtigeres zu denken!

Nach einem flüchtigen Abschiedsblick auf die hartnäckige Mimikerin begab ich mich in meine hübsche, behagliche Kabine hinunter, deren rundes Fenster nach der Wasserseite und nicht nach der Pierseite hinausging. Ich machte mich nun ernstlich an die Lektüre meines Buches, fing ganz von vorne mit der ersten Seite an, zündete meine Pfeife an und genoß, auf dem Sofa ausgestreckt, den kostbaren Zustand, für eine Woche auf dem Schiffe daheim zu sein, das, ohne daß ich meinen bequemen Platz zu verlassen brauchte, vom Lande weggleiten, sicher über die schaukelnde See dahinschwimmen wird, mich in entlegene Länder tragen wird, in Länder . . .

Auf die Dauer gelang es mir nicht, mich selber zu belügen. Ich fühlte mich nicht behaglich; das Buch, das Aufzeichnungen eines Weltenseglers enthielt, ließ mich, wie mein eigenes Tagebuch im Koffer, darin ich meine mannigfaltigen Erlebnisse aufgezeichnet hatte, kalt; dieses Schiff war nicht meine Heimat; meine Reise machte mir keine Freude; und die Länder, denen mein Schiff mich entgegenführen sollte, waren mir in diesem Augenblick verhaßt wie dieser ganze Erdball. Ich warf das Buch in die Ecke; ich dachte daran, das beste wäre, morgen vor Tagesgrauen auf hoher See mich über die Reling zu schwingen und der Nutzlosigkeit dieses Daseins ein Ende zu machen. Und durch alle diese Launen hindurch sah ich schmerzhaft und klar das ausdrucksvolle Gesicht des Mädchens auf dem Pier, das an mir vorbei in die Höhe blickte, dessen Mienen Zwiesprache führten mit jemand, der unendlich viele Male glücklicher war als ich. —

Bald litt es mich nicht länger in der Kabine.

Oben auf dem Promenadendeck waren jetzt alle Korridore, die Treppen voll von Menschen. Das Innere des Schiffes zitterte vom Stampfen der Maschinen. Was mir aber sonst als freudige Bewegung lebhaft und beglückend die Adern erfüllt hatte, umschwirrte mich jetzt wie hohles Gerassel. Hinter den aufgeregten Mienen all der Leute gewahrte ich die grinsende Fratze des Nichts. Ich sah das Nichts über all den Menschen brüten, wie ich es über all den Errungenschaften der technischen Vollendung thronen sah, über dem Wunderwerk dieses Schiffes, des ins Meer versenkten Piers, der enormen Silhouette NewYorks drüben im Abendnebel. Ach, vor all diesem lauten Treiben sich in die Kabine zurückzuflüchten, sich hinzulegen und alles vergessen! Abschied und Fahrt zu verschlafen, nichts sehen und nichts hören von allem, das wäre das Beste!

Doch es kam anders. Als ich des Mädchens drüben wohl zum letztenmal in meinem Leben ansichtig wurde, da wurde mir durch ihre Haltung, ihr Gesicht, ihr ganzes Gehaben ein Eindruck vermittelt von solch erstaunlicher Intensität, daß ich jetzt nach Monaten noch mich versucht fühle, die Feder niederzulegen, das Heft wegzuschieben, mich zu erinnern. Willen, Verzweiflung, Angst und gewalttätiger Eifer schienen zusammengeschlossen zu sein in dem vollständig regungslosen Antlitz, aus dem jede Spur von Farbe gewichen war. Die Augen waren Wirbel, die die Kreatur, auf die sie gerichtet waren, in sich zu ziehen drohten. Die stumme, wie versteinerte Fratze, denn anders konnte man dieses tragische Antlitz nicht mehr nennen, hatte nun, wie ich bemerkte, auch die Aufmerksamkeit andrer Menschen neben mir an der Reling auf sich gelenkt. Ich bemerkte, wie einer oder der andre sich über die Reling hinausbeugte, das Gesicht in die Höhe gewandt, um zu sehen, wer dort oben auf Sonnendeck stehen mochte, dem der Blick des Mädchens galt.

Da half kein Leugnen: ich war also wirklich gründlich und definitiv um meine Freude an dem Fahren, der Freiheit, der gottgleichen Ungebundenheit gebracht! Und durch wen? Durch ein unbekanntes, einer zweifelhaften Gesellschaftsklasse angehöriges Mädchen, das ich zufällig erblickt und das mich nicht im entferntesten anging. Ich versuchte, mir vorzustellen, was geschehen wäre, hätte ich plötzlich die Leidenschaft in mir erwachen gefühlt, die dieses Mädchen am Pier dort drüben für den Unsichtbaren empfand. Ich versuchte es mir einzureden, daß ich wahrscheinlich meine Reise aufgegeben hätte, wäre solch ein Blitzschlag des Glücks unvermutet in mich niedergefahren . . .

Es war schwierig, an der Reling zu verweilen. Massen von Menschen schoben und drängten der Schiffsbrücke zu, um hinüber auf den Pier zu gelangen. Ich ließ mich von meinem Platze wegtreiben, flüchtete zur Stiege hinüber, die hinauf nach dem obersten, dem Sonnendeck führte, und befand mich nun oben, in frischer Luft zwischen den Schloten und Masten, im kalten, schneidenden Winterwind, von dessen Wehen und Zerren die Takelage wie Harfen ertönte.

Hier hatte man einen wunderbaren freien Rundblick über die nächsten und entfernteren Piere, die himmelhohe Wolkenkratzerstadt drüben, die Hügel Hobokens und weiter draußen die Inseln und Städte der Bai. Fern im Grau stand wie eine Vision: Liberty, die Göttin, ein ungeheurer Schatten aufgerichtet im hereinbrechenden Abend. Schon schimmerte das Lichtbündel auf dem fernen Riesenturm des Metropolitan Building. Das grünliche Licht auf dem Turm der „World" warf einen kalten Glanz in die winterlich tonlose Atmosphäre hinaus.

Über dem stets erneuten Staunen angesichts der unglaubwürdigen Stadt hatte ich das Schiff und mich selbst einen Augenblick lang fast vergessen. Erst als das tiefe dröhnende Brüllen aus einem der Schlote in meiner Nähe

atemraubend herausfuhr, ging ich auf die Pierseite des Sonnendecks hinüber, um den Anblick des Davongleitens unseres „Benjamin Franklin“ mit anzusehen.

Hier oben auf Sonnendeck war niemand außer mir. Alles spielte sich ja in dieser Stunde auf den untern Decken ab. Aber hier oben auf Sonnendeck mußte doch einer noch sein, einer, der hier schon die ganze Zeit verweilt hatte, dem die Blicke des Mädchens dort drüben galten, alle die Zeichen, Gebärden, die mich heimlich und lang nachhaltend, schwer und tückisch belasteten, gegen meinen Willen, und denen ich unterlegen war, ob ich's wollte oder nicht . . .

Ich stand jetzt genau an der Stelle, wo der andre gestanden haben mußte. Ich stand allein da, außer mir war niemand weit und breit. Es war ganz gewiß kein Zweifel möglich, niemand war mehr auf Sonnendeck außer mir anwesend. Auch war kein Kabinenfenster zwischen dem Platz, wo ich stand und dem Promenadendeck, auf dem ich bis vor kurzem gestanden hatte.

Ich sah zu dem Mädchen hinüber. Ihr Gesicht drückte Trauer aus, ihre Hände bewegten sich in Gesten, wie ich sie bei süditalienischen Frauen, Frauen des Volkes in Neapel und Sizilien gesehen hatte, in Kirchen und auf Friedhöfen, wo sie ihre Lieben, besser gesagt ihre eigene trostlose und für immer verschüttete Liebe beweinten. Nein, nicht bei den Lebenden hatte ich solche Gebärden gesehen, sondern auf Reliefen der Antike, auf Kunstwerken alter Perioden, in denen die Trauer, menschenunähnlich, gehalten und göttlich zum Symbol gesteigert erscheint.

Ich hätte den Anblick dieser Augen, die sich jetzt an meine Augen geklammert hielten, des ganzen Gesichtes, das sich voll meinem Gesicht zugewandt hatte, nicht ausgehalten, wäre es mir nicht ganz deutlich und tief in der Seele bewußt geworden, daß all dies ebensowenig mir galt, wie es irgendeinem andern menschlichen Wesen gegolten hatte. Denn das war mir jetzt bewußt: die

ganze Zeitlang hatte niemand auf dem Fleck gestanden, auf dem ich jetzt stand. Ganz kühl und ruhig wiederholte ich es: Niemand! Ich ging etwa zwanzig Schritte weiter nach der Back zu — der Blick des Mädchens folgte mir nicht, sondern hing in unverminderter Intensität an dem Phantom fest, das ich gekreuzt hatte, dessen Stelle ich bewußt einige Augenblicke lang eingenommen hatte, ohne es durch meine körperliche Anwesenheit zu verdrängen. Dem Phantom, das immer noch unbeweglich dastand, in alle Ewigkeit dastehen wird, und zu dem auch jetzt noch, da wir uns entfernten, langsam ins Meer hinausglitten, die Blicke des zurückbleibenden Mädchens unverwandt in die Höhe gerichtet waren . . .

Der Nachtwind ging kalt. Wir hatten die Bai verlassen. Nur mehr wie ein vager Schein lag New York hinter uns im Westen. Der einzige leuchtende Punkt am Firmament, die Lichtfackel der Freiheitsstatue, flimmerte vor dem Auge undeutlich in der Ferne. Ich konnte nicht unterscheiden: sah mein Auge noch diesen leuchtenden Punkt am Nachthimmel, oder gaukelte nur die Phantasie diesen letzten Schein meinem Auge noch vor? Es war schon spät, fast alle auf dem Schiff waren schon in ihren Kabinen. Langsam und müde ging ich einige Schritte auf und ab auf dem Promenadendeck, ehe ich mich zur Ruhe begab. Plötzlich änderte ich meinen Sinn und ging statt die Treppe zu den Kabinen hinunter die Treppe zum Sonnendeck hinauf. Dort war es finster und still. Ich lehnte an dem Fleck der Reling, dort, wo ich die Blicke des Mädchens Stunden vorher am Abend aufgefangen hatte, für einen Augenblick. Ich fühlte mich jetzt ruhig, heiter fast, mein Los, das Los des Erdenfahrers erschien mir durch aus nicht so grau, so aller Wärme bar wie vor Stunden noch. Ich hatte es gesehen, das Mädchen, im Augenblick, da unser Schiff abgefahren war. Ihr Blick war von allem Erdenschmerz verklärt auf den Fleck gerichtet, woher keine Erwiderung

kommen konnte, wo niemand und nichts zu sehen war für Menschenaugen in alle Ewigkeit. Ich klammerte mich an die Reling, sah zum Nachthimmel hinauf und fühlte mich heiter und beruhigt. So stand ich eine ganze Weile noch an jener verzauberten Stelle und blickte in die wellengehobene Winternacht hinauf — mit liebenden Augen in den dunklen Himmel über unserm Schiff hinauf. Um Mitternacht ging ich dann in meine Kabine und schlief acht Stunden lang tief und gesund.

Die Hunde.

Von Otto Alscher.

Der Schlitten jagte wie toll hin. So rasch waren sie noch nie gefahren, so hell hatte das Eis noch nie unter den Kufen gezischt. Aber das Eis war glatt, fast eben, nur stellenweise von Brüchen und Sprüngen durchsetzt, doch auch die meisten mit Schnee gefüllt.

Fünf zottige Eskimohunde zogen den Schlitten. Sie liefen mit langen, gleitenden Schritten, zerrten hin und her, als gäben sie sich alle Mühe, sich von dem langen Lederseil zu befreien, das sie an dem Schlitten festhielt. Und liefen dennoch, unentwegt vorwärtsstürmend, hin, als wären sie sich der großen Bedeutung ihrer Unermüdlichkeit bewußt.

Die drei Männer, welche in schweres Pelz- und Wollwerk eingehüllt auf dem Schlitten saßen, drückten sich fest aneinander, denn die Luft schnitt mit Messerschärfe ihnen entgegen. Manchmal sprangen sie auch auf, wenn ihre Glieder gar zu steif wurden, dann liefen sie neben dem Schlitten, den Hunden her, plump und ungeschickt in dem schweren Pelzwerk, wie zottelnde Bären; riefen sich Worte zu, trieben die Hunde an, mit Lauten, die die ganz dünne, eisige Luft schrill und klirrend machte.

Dann saßen sie wieder mit baumelnden Füßen auf dem Schlitten, sahen sich durch die Schneebrillen an und wußten kaum, daß sie ein glücklichfrohes Lächeln in den Blicken hatten.

Aber plötzlich sprangen sie wieder ab, fuhren herum, faßten den Schlitten und hielten ihn fest. Die Hunde

aber schnellten empor, bäumten sich und kläfften und wollten durchaus über die Eisspalte setzen, in welche der Schlitten unfehlbar versunken wäre. Und dann ging's die Spalte entlang, bis eine Stelle gefunden war, wo man über den verengten Spalt den Schlitten hinüberschieben konnte. Und wie man dann drüben war, warf man sich auf den Schlitten hinauf, die Hunde rissen wieder an, der Schlitten schoß hin.

Von einer fürchterlichen Einförmigkeit war die Landschaft. Eis, nichts als Eis, blaues Eis, grünes, kalkicht weißes Eis, stellenweise mit dem Schnee überpolstert, der sich wie dicke, abgerissene Samtfetzen da und dort hinstreckte. Und das alles in einer entsetzlich starren, lebensleeren Öde, die mit ihrer grauenhaften, die Jahrhunderte überdauernden Reglosigkeit jeden Gedanken des Lebens erstarren ließ.

In dem vermummenden Pelzzeug, mit der Schneebrille vor dem Stückchen freien Gesichts, den verwilderten Bärten, hätte niemand auf die Persönlichkeit der drei Männer Schlüsse ziehen können. Und doch war der eine von ihnen ein bekannter Zoologe, der andere ein lebensfroher Schiffsoffizier, der dritte ein Forscher, der schon so manches Beispiel seiner Kühnheit und Ausdauer gegeben. Jetzt aber waren sie nichts als drei in Pelzen verborgene, lebende Körper, die sich auf dem Schlitten aneinanderlehnten und mit einem fast tierischen Behagen auf die Hunde blickten, die sie hinschleppten, wieder der Kultur, dem Leben zu.

Sie versuchten miteinander zu reden. Aber nur einzelne Worte waren zu verstehen, die nur mühselig aus den vereisten Bärten hervorquollen und mit Zischlauten endeten.

„So noch einige Stunden fahren können, und wir haben Land vor uns," sagte der Zoologe.

„Und sind gerettet!"

„Essen!" stöhnte der dritte.

„Wenn wir nur bald Bären und Robben sähen!"
„Und nur noch neun Patronen" . . .
Plötzlich meinte der Leutnant: „Gibt's aber Sturm?!"...
Die anderen schwiegen, ihre Augen hingen am Horizont.
Die Sonne war schon zum langen Tage hochgestiegen. Sie stand in riesiger, roter Scheibe am Rande des Horizontes, als würde sie von den letzten Eisbergen getragen. Man konnte ruhig in sie hineinblicken, sah es flimmern und wallen, wogen und züngeln, aber es war, als wäre auch diese Sonne dort nur ein Eisgebilde, wie alles, alles hier.

Als die Sonne schon ganz rechts hinter ihrem Rücken stand und in die Eisfelder mit halber Scheibe einzuschneiden begann, dachten sie an Rast und Mahlzeit. Mit dem Mahl war es freilich schlecht bestellt, sie waren schon seit Tagen auf verminderte Rationen beschränkt. Für die Hunde fiel nur ein ganz kleiner Brocken gefrorenes Fleisch ab.

Hinter einer Eiskante machten sie es sich behaglich. Eine Eishütte aufzubauen, nahmen sie sich nicht die nötige Zeit, auch drohte einstweilen kein Sturm. Vor allem ließen sie Schnee schmelzen, um trinken zu können. Einige harte Biskuits dazu, und den Hunden die Fleischbrocken hingeworfen, die diese durch ihren heißen Atem genießbar machten. Dann krochen sie in die Schlafsäcke, die Hunde rückten heran, rollten sich behaglich zusammen, indem sie sich dicht an die Männer drückten.

Leutnant Aberdeen lag auf dem Rücken, mit dem Kopf auf dem Rücken eines Hundes, zu Füßen einen anderen. Er sah gerade aufwärts in die stahldunkle Luft, dann sagte er mit einer Behaglichkeit, die das Produkt schwer bezwungener Müdigkeit ist: „Könnt ihr's fassen; den 89. Breitegrad überschritten!"

„Und nicht verhungert, noch erfroren!" gab trocken Björn, der Forscher, zurück.

„Na, es ist noch immer nicht sicher, daß wir nicht

doch unsere Hunde verspeisen müssen," warf Gelling, der Zoologe, ein.

Da fuhr Aberdeen auf: „Unsere Hunde, nein, das wäre Kannibalismus! Denkt doch, was die für uns waren, wie sie ausgehalten haben. Da hol' uns lieber allesamt der Teufel."

Die anderen sagten nichts, erst nach einer Weile sprach Björn: „Morgen müssen wir ja bestimmt Land erreichen. Und bei dem Südwestwind, der schon seit einigen Tagen vorherrscht, muß es ja auch offenes Wasser und Bären längs der Küste geben. Und mit vier Bärenschinken ausgerüstet, haben wir bald die erste Eskimoansiedelung erreicht."

Sie sprachen noch ein wenig, sich mit den Gedanken langsam in den Schlummer überleitend, müde und doch hoffnungsfroh; von jener seltsamen Freudigkeit bewegt, die den Menschen immer erfaßt, wenn er nach langer Einsamkeit wieder zu den Menschen zurückkehrt. Die ein fast kindliches Gefühl in sich birgt und die uns in einer gerührten Bewegtheit alle Eindrücke aufnehmen läßt . . .

Als Aberdeen wieder erwachte, hörte er einen Hund heulen. Er setzte sich erschreckt auf und schaute über die Schneedüne weg, wo der Hund mit krummem Rücken und eingezogenem Schweife stand und kläglich gegen Süden zu heulte.

Was hat das Biest nur? dachte Aberdeen erregt. Droht vielleicht Sturm? Rasch kleidete er sich im Schlafsack an, erhob sich und schaute ringsum. Aber nirgends am Horizonte zeigten sich Sturmwolken. Nur die Luft war seltsam und trotz ihrer Schärfe würziger geworden. Aberdeen blickte zu dem Hunde hin, der noch immer heulte. Was willst du denn nur, was willst du uns sagen? Ist er denn närrisch geworden? dachte er wieder. Auch im Süden war keine Veränderung vorgegangen... Aberdeen wurde fast wütend. Heult die Bestie und weiß nicht, warum!

Inzwischen waren die anderen wachgeworden. „Warum heult der Hund?“ fragte Björn aus seinem Schlafsack heraus.

„Da müßt ihr ihn selbst fragen! ich weiß es nicht!“

„Vielleicht Sturm?“ Gelling fragte es.

„Nichts, gar nichts.“

„Na, dann lassen wir ihn heulen,“ erklärte Björn phlegmatisch, erhob sich und kleidete sich flink an.

Aberdeen aber dachte, daß der Hund etwas ahnen müsse. Nur was, war unerklärlich. Ja, wenn die Hunde ihre Wahrnehmungen dem Menschen mitteilen könnten, dann hätte es der Forscher leicht. So aber muß sich der Mensch mit den eigenen Sinnen behelfen.

Bald waren sie fertig geworden, die Hunde vor den Schlitten gespannt, und fort ging es wieder. Als sie zwei Stunden gefahren waren, schaute Björn wieder einmal nach dem Kompaß. Er schüttelte den Kopf. „Wir weichen immerzu nach Osten ab, wir hatten doch keine Hindernisse zu nehmen, daß wir die gerade Richtung nicht einhalten konnten.“ Plötzlich rief er: „Teufel, das Eis treibt schon, das ist's!“

„Schöne Bescherung!“ sagten die beiden anderen. „Wenn wir nur nicht wieder vom Lande abkommen.“

„Das haben wir nicht zu befürchten; wir treiben ja längs der Küste hin. Aber ein wenig nach West werden wir doch halten müssen, um die Abtrift auszugleichen. Wir müssen ja schon nahe der Küste sein.“

Und richtig, als sie eine Stunde hindurch gefahren waren, mit brennenden Augen immerzu nach Süden starrend, erkannten sie plötzlich einen dunklen Streifen dort. Das war die Küste. Und nach einer weiteren Stunde war es ihnen klar: das war die Südostspitze von Grantland. Nun waren sie gerettet. Einmal über den Robinsonkanal hinweggekommen, trafen sie gewiß auf jagende Eskimos, und mit deren Hilfe kamen sie dann leicht nach Etah . . .

Nun waren sie gerettet, und sie jubelten. Sie konnten sich nicht fassen vor Freude, liefen neben dem Schlitten her, jauchzten den Hunden zu, und diese, als wenn sie sich mit ihren Gefährten freuen möchten, sprangen an ihnen hinauf, um ihre Gesichter zu belecken.

Und die Küste wuchs und wuchs. Die schwarzen Felsen hoben sich und ragten immer deutlicher aus der öden Eisfläche empor.

Aber als sie kaum mehr als zwei Meilen vom Lande entfernt waren, machten sie plötzlich erschreckt halt. Offenes Wasser schied sie von der Küste.

Und rechts und links, so weit man sehen konnte, nirgends eine verbindende Eisbrücke.

Aber sie, die auf dieser Fahrt so vielen Gefahren ins Auge gesehen, hatten nur ein stumpfes Gefühl und empfanden die brennende Schärfe der Angst nicht mehr. Und dann hatten sie auch die Möglichkeit, ihren Schlitten zu einem Boote umzuwandeln, nur wußten sie freilich nicht, ob sich dieses seetüchtig erweisen würde, da sie es auf ihrer Reise bisher noch nicht erprobt hatten.

Sie fuhren bis an den Rand des Wassers. Und dort begannen sie mit den Vorbereitungen zum Bootbau. Doch es ging ihnen leichter von der Hand als sie gedacht hatten. Ins Wasser gestellt, schaukelte es ruhig und sicher. Einer nach dem anderen stieg hinein und tat ein paar Ruderschläge. Dann beluden sie es mit dem wenigen Proviant, den sie noch hatten, den Schlafsäcken, den Waffen und den Kochgeräten. Die Meßinstrumente wurden zu unterst gebettet, wo sie durchaus sicher lagen. Dann setzten sie sich hinein; knapp fanden sie noch Platz in dem kleinen Boote.

Plötzlich rief der Leutnant: „Und die Hunde?!“

„Herrgott, die Hunde!“ rief Gelling erschreckt.

Björn aber sagte nachdenklich; „Ja, was machen wir nur mit ihnen?“

Sie waren alle drei wieder aufs Eis hinausgestiegen,

standen nun ratlos da und schauten auf die Hunde. Die lagen in einem Haufen dicht zusammengerollt und schliefen die Müdigkeit des stundenlangen Rennens aus.

Björn ging langsam hin, bückte sich schwerfällig, streichelte den einen der Hunde, dann den anderen. Dann erhob er sich und schaute, von den Gefährten abgewandt, übers Wasser hinaus. Mit seltsam gedämpfter Stimme sagte er: „Wir — wir werden sie zurücklassen müssen."

„Nein!" schrie Aberdeen schmerzlich auf.

Björn konnte sich wieder den Gefährten zuwenden und sagte ruhig: „Es ist grausam, aber wir können nicht anders. Im Boote haben ja kaum wir Platz."

„Nein, das ist nicht nur grausam, das ist bestialisch. Sind wir denn Menschen? Wir wären ja gar nichts gewesen ohne die Hunde. Wären längst umgekommen in der Eisnacht."

„Könnten wir nicht den Proviant drüben ausladen und zurückkehren, um die Hunde zu holen?" fragte Gelling.

Björn schüttelte den Kopf. „Das ist ja unmöglich. Bis wir hin- und zurückgelangt sind, ist das Eis mit den Hunden meilenweit abgetrieben worden, daß wir die Hunde nicht mehr vorfinden würden. Wir wissen ja nicht, ob wir nicht stundenlang arbeiten müssen, um die Strömung nahe der Küste zu überwinden."

„Aber ich lasse die Hunde nicht! So bleibe ich bei ihnen zurück!" sagte bebend Aberdeen und lief erregt auf und nieder.

Da trat Gelling zu ihm hin, klopfte ihm auf die Schulter und sagte begütigend: „Sei doch vernünftig, es geht ja nicht anders, die Hunde werden ja auch ohne uns die Küste finden und dann stoßen sie bald auf Eskimos, die sie mit Freuden aufnehmen."

Doch Aberdeen wandte sich zornig ab. „Du weißt ganz gut, daß sie die Küste nie erreichen werden, weil

sie zuvor elend verhungern müssen! Daß wir das tun müssen, nimmt mir die Freude am Erfolg."

Björn war inzwischen ins Boot gestiegen, saß wartend da und fragte ruhig: „Kommt ihr?"

Gelling wandte sich wieder an Aberdeen: „So komm doch, es nützt ja doch nichts!"

Aberdeen stand da, starrte finster aufs Eis, nagte heftig am Schnurrbart und ballte die Hände in den Fäustlingen. Plötzlich ging er rasch aufs Boot zu und stieg hinein, ohne sich umzusehen.

Gelling seufzte auf, tat noch einen Blick zurück auf die Hunde, die noch immer müde und teilnahmlos dalagen, dann stieg auch er ins Boot und faßte ein Ruder.

Sie ruderten mit krampfhafter Anstrengung. Sie starrten schweigsam und finster über das Wasser auf das Eis hin, das sich rasch entfernte, und wo man nur als einen dunklen Fleck die Hunde noch liegen sah. Wie Diebe entfernten sie sich, hatten ein ängstliches Gefühl, eine seltsame Bedrückung, die sie schweigen hieß. Und sie hoben unwillkürlich die Köpfe etwas höher, als sich die Hunde noch immer nicht regten und ihre Flucht nicht bemerkten.

Plötzlich fuhren sie jäh zusammen. Drüben bellte ein Hund auf, winselte dann kläglich und rannte das Wasser entlang auf und ab. Und ein zweiter begann zu bellen, zu winseln; ein dritter. Alle. Wie ein Klagen, ein Jammern, ein banges Anschuldigen klang es über das Wasser.

Sie hatten mit Rudern ausgesetzt, starrten mit schmerzlichen Blicken hinüber, ihre Lippen zuckten, brachten aber keinen Laut hervor. Und dann trübten sich die Augen, erst dem einen, dann dem anderen, aber sie schämten sich nicht, lächelten sich nur schmerzlich zu; dann faßte Björn langsam wieder das Ruder, indem er sagte: „Das ist unerträglich, das ist furchtbar!"

Mit einem zischenden Hieb fuhr Aberdeens Ruder ins Wasser ein, und zwischen den Zähnen hervorstoßend keuchte er: „Und wenn ich jetzt fünf Menschen niederschießen sollte, um uns diese Hunde zu retten — ich täte es!"

Die anderen erwiderten nichts, aber sie verstanden ihn. Und schwer arbeiteten sie sich der Küste zu.


3 0112 077599774